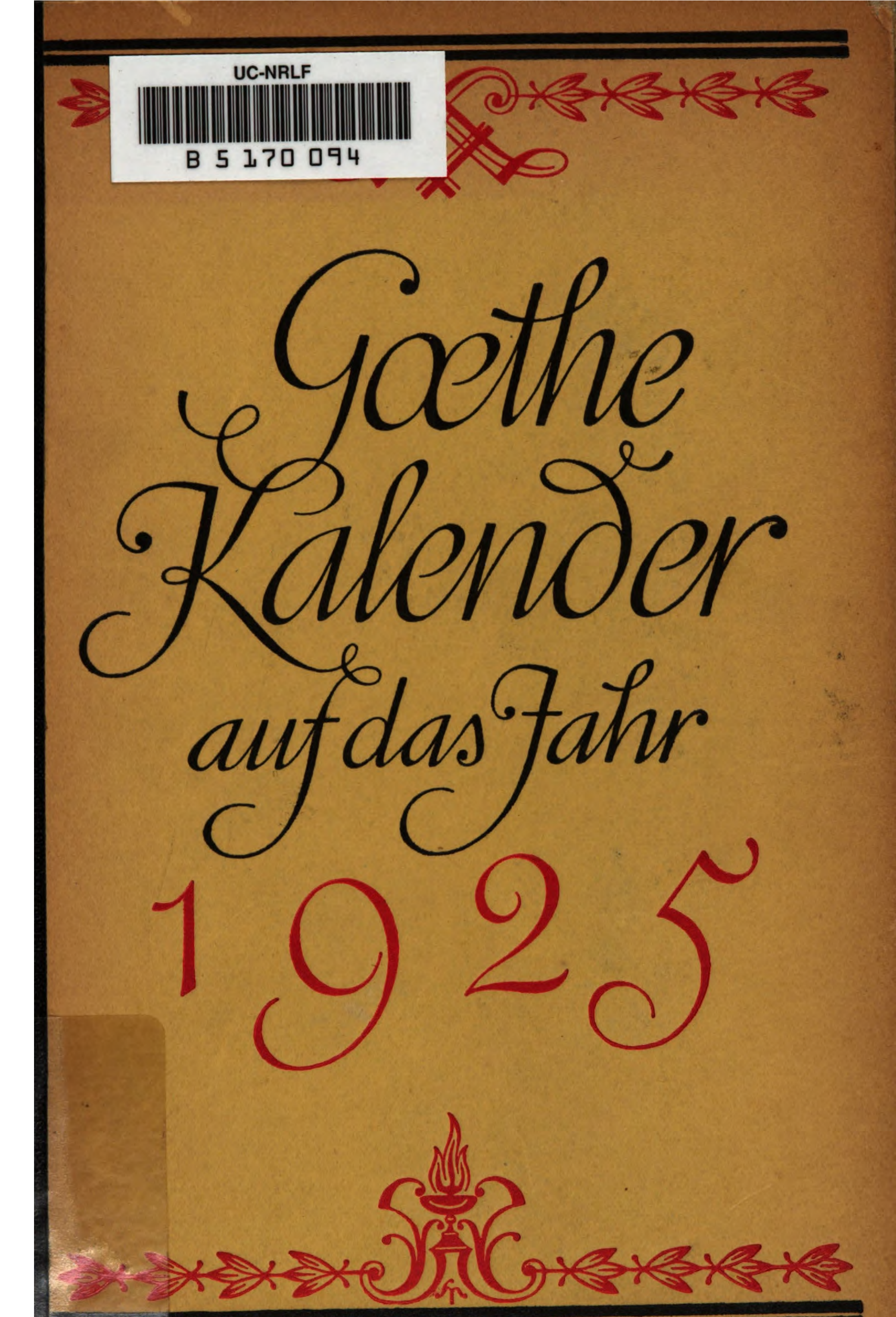
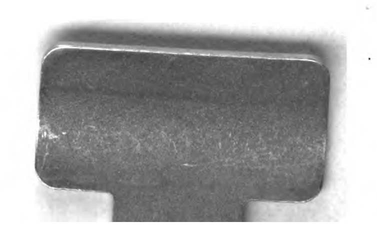

Goethe
Kalender
auf das Jahr
1925







Goethe im Jahre 1825.

Kreidezeichnung von Johann Joseph Schmeller.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Goethe-Kalender

begründet von Otto Julius Bierbaum

fortgesetzt von Carl Schüddekopf

Auf das Jahr 1925

herausgegeben von

Dr. Karl Heinemann

Mit 8 Tafeln



Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H.
1924

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Vorwort.

Der diesjährige Goethekalender ist mehr als seine Vorgänger auf den 100jährigen gestellt. Anlaß dazu gaben die Jubiläen des Jahres 1825. Infolge der hohen Bücherpreise wird nicht mehr jeder Goethefreund in der Lage sein, sich eine vollständige Ausgabe von Goethes Werken anzuschaffen. Dem will der Goethekalender abhelfen, indem er jedes Jahr eines der Goethischen dramatischen Fragmente, die meist nicht in den Ausgaben stehen, abdruckt. Mit dem Prometheus soll der Anfang gemacht werden. Ein kleiner Aufsatz, der die dramatische Behandlung des Prometheusthemas in der Weltliteratur schildert, wird den Lesern hoffentlich willkommen sein. Das Schmellersche Goethebildnis und das Selbstporträt der Gräfin Julie Egloffstein, sowie das Goethehaus im Festschmuck sind hier mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar veröffentlicht.

Herrn Prof. Dr. A. Kippenberg in Leipzig sind Verleger und Herausgeber auch in diesem Jahre zu größtem Danke verpflichtet.

Leipzig, im Sommer 1924.

Karl Heinemann.

Inhalt.

Verzeichnis der Kunsttafeln.

Januar

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 D.	**Neujahr**	17 S.	Antonius
2 F.	Abel, Seth / Makarius ☽	18 S.	**2. S. n. Epiphanias** ☾
3 S.	Enoch / Genovefa	19 M.	Sara / Kanut
4 S.	**S. n. Neujahr**	20 D.	Fabian, Sebastian
5 M.	Simeon / Telesphorus	21 M.	Agnes
6 D.	**Epiphan. / Heil. 3 Kön.**	22 D.	Vinzentius
7 M.	Julian / Luzian	23 F.	Emerentiana
8 D.	Erhard / Severinus	24 S.	Timotheus ●
9 F.	Beatus / Julian	25 S.	**3. S. n. Epiphanias**
10 S.	Paulus Einf./Agathon ○	26 M.	Polykarp
11 S.	**1. S. n. Epiphanias**	27 D.	Johann Chrysostomus
12 M.	Reinhold / Arkadius	28 M.	Karl / Karl der Große
13 D.	Hilarius / Gottfried	29 D.	Valerius / Franz v. S.
14 M.	Felix	30 F.	Adelgunde / Martina
15 D.	Maurus	31 S.	Vigilius / Petrus Nol. ☽
16 F.	Marzellus		

Am 3. Januar Sonne in Erdnähe.
Am 24. Januar sichtbare Sonnenfinsternis.

Sie schelten einander Egoisten!
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selber auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimnis besitzen,
Euch sämtlich untereinander zu nützen,
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern schadet, um etwas zu sein.

Zahme Xenien.

Bemerkungen.

Februar

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 S.	**4. S. n. Epiphanias**	15 S.	**Sexagesima**
2 M.	M. Reinig./M. Lichtmeß	16 M.	Juliana
3 D.	Blasius	17 D.	Konstantia / Donatus
4 M.	Veronika / Andr. Korsin.	18 M.	Konkordia / Simeon
5 D.	Agatha	19 D.	Susanna / Sabinus
6 F.	Dorothea	20 F.	Eucherius / Eleuther.
7 S.	Richard / Romuald	21 S.	Eleonora
8 S.	**Septuagesima**	22 S.	**Estomihi / Quinquages.**
9 M.	Apollonia	23 M.	Serenus
10 D.	Scholastika	24 D.	Fastnacht
11 M.	Euphrosyna / Desiderius	25 M.	Aschermittwoch
12 D.	Eulalia	26 D.	Nestor / Alexander
13 F.	Benignus	27 F.	Leander
14 S.	Valentinus	28 S.	Justus / Romanus

Am 8. Februar sichtbare Mondfinsternis.

Tut dir jemand was zu lieb',
Nur geschwinde, gib nur, gib —
Doppelt gibt, wer gleich gibt,
Hundertfach, wer gleich gibt,
Was man wünscht und liebt.

Sprichwörtlich.

Wen die Dankbarkeit geniert,
Der ist übel dran:
Denke, wer dich erst geführt,
Wer für dich getan.

Zahme Xenien.

Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben: diese rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüstlich angeboren. Z. Morphol.

März

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 S.	**Invocavit**	17 D.	Gertrud ☾
2 M.	Simplizius ☽	18 M.	Anselmus / Zyrillus
3 D.	Kunigunde	19 D.	Joseph / Jos. Nährvater
4 M.	Qu. Adrian / Qu. Kasimir	20 F.	Hubert / Joachim
5 D.	Friedrich	21 S.	Benediktus
6 F.	Fridolin / Viktor		
7 S.	Felizitas / Thomas v. A.	22 S.	**Lätare**
		23 M.	Eberhard / Otto
8 S.	**Reminiscere**	24 D.	Gabriel ●
9 M.	Franziska	25 M.	Mariä Verkündigung
10 D.	Henriette / 40 Märtyrer	26 D.	Emanuel / Ludger
11 M.	Rosina / Eulogius	27 F.	Rupert
12 D.	Gregor d. Gr.	28 S.	Malchus / Guntram
13 F.	Ernst / Euphrasia		
14 S.	Zacharias / Mathilde	29 S.	**Judica**
		30 M.	Guido / Quirinus
15 S.	**Oculi**	31 D.	Amos / Balbina
16 M.	Zyriakus / Heribert		

Am 21. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.

Wie das Gestirn
Ohne Hast
Aber ohne Rast
Drehe sich jeder
Um die eigene Last. Zahme Xenien.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen,
Wird jeder, der selbst als Kühner stritt;
Des Menschen Wert kann niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt. Divan.

Du hast nicht recht! Das mag wohl sein.
Doch das zu sagen ist klein,
Habe mehr recht als ich! Das wird was sein.
Zahme Xenien.

April

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 M.	Theodora / Hugo ☽	17 F.	Rudolf / Anizetus
2 D.	Theodosia / Franz v. P.	18 S.	Valerian / Eleutherius
3 F.	Christian / Schmerzen M.	19 S.	**1. Quasimodogeniti**
4 S.	Ambrosius / Isidorus	20 M.	Sulpitius / Viktor
5 S.	**Palmarum**	21 D.	Adolar / Anselm
6 M.	Irenäus / Zölestin	22 M.	Soter / Kajus
7 D.	Zölestin / Hermann	23 D.	Georg ●
8 M.	Liborius / Albert	24 F.	Albert / Adalbert
9 D.	Gründonnerstag ○	25 S.	Markus Ev.
10 F.	**Karfreitag**	26 S.	**2. Mis. Dom.**
11 S.	Hermann / Leo d. Gr.	27 M.	Anastasius
12 S.	**Ostersonntag**	28 D.	Vitalis
13 M.	**Ostermontag**	29 M.	Sibylla / Petrus Märt.
14 D.	Tiburtius	30 D.	Eutropius / Kath. v. S.
15 M.	Olympiades / Anastasia		
16 D.	Karisius / Drogo ☾		

Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz zu haben die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwei. Gedanken über eine alte Aufschrift.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Zahme Xenien.

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

Zahme Xenien.

Bemerkungen.

Mai

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 F.	Philippus, Jakobus ☽	17 S.	**5. Rogate**
2 S.	Sigismund / Athanasius	18 M.	Erich / Venantius
3 S.	**3. Jubilate**	19 D.	Potentiana / P. Zölestin
4 M.	Florian / Monika	20 M.	Anastasius / Bernhardin
5 D.	Gotthard / Pius V.	21 D.	**Himmelfahrt Christi**
6 M.	Dietrich / Joh. v. d. Pforte	22 F.	Helena / Julia 🌑
7 D.	Gottfried / Stanislaus	23 S.	Desiderius
8 F.	Stanislaus / Mich. Ersch.	24 S.	**6. Exaudi**
9 S.	Hiob / Gregor Naz. 🌕	25 M.	Urban
10 S.	**4. Cantate**	26 D.	Eduard / Philipp Neri
11 M.	Mamertus	27 M.	Rudolf / Beda
12 D.	Pankratius	28 D.	Wilhelm
13 M.	Servatius	29 F.	Maximin / Maximus
14 D.	Christian / Bonifazius	30 S.	Wigand / Felix ☽
15 F.	Sophia ☾	31 S.	**Pfingstsonntag**
16 S.	Peregrinus / Joh. v. Nep.		

Die Menschen begreifen niemals, daß schöne Stunden,
so wie schöne Talente, müssen im Fluge genossen werden.

An Zelter, 28. August 1816.

Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Vier Jahreszeiten.

Künstler! dich selbst zu adeln,
Mußt du bescheiden prahlen;
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Und immer bezahlen.

Zahme Xenien.

Bemerkungen.

Juni

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 M.	**Pfingstmontag**
2 D.	Marzellinus / Erasmus
3 M.	Qu. Erasm. / Qu. Kloth.
4 D.	Karpasius / Quirinus
5 F.	Bonifazius
6 S.	Benignus / Norbert 🌕
7 S.	**Trinitatis / Dreifaltigk.**
8 M.	Medardus
9 D.	Primus / Felizian
10 M.	Onuphrius / Margareta
11 D.	Barnabas / **Fronleichn.**
12 F.	Basilides
13 S.	Tobias / Anton v. Pad. ☾
14 S.	**1. S. n. Trinitatis**
15 M.	Vitus
16 D.	Justina / Benno
17 M.	Volkmar / Adolf
18 D.	Arnulf / Mark. u. Marz.
19 F.	Gerv., Pr. / Herz-Jesu-F.
20 S.	Silverius
21 S.	**2. S. n. Trinitatis** ●
22 M.	Achatius / Paulinus
23 D.	Basilius / Edeltrud
24 M.	Johannes d. Täuf.
25 D.	Elogius / Prosper
26 F.	Jeremias / Joh. u. Paul
27 S.	Sieb. Schläf. / Ladislaus
28 S.	**3. S. n. Trinitatis**
29 M.	Peter und Paul ☽
30 D.	Pauli Gedächtnis

Am 21. Juni Sommersanfang, längster Tag.

Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohltätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe.

An Frau v. Stein, 6. Dezember 1781 (?).

Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen.
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Epigrammatisch.

Juli

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 M.	Theobald	17 F.	Alexius
2 D.	Mariä Heimsuchung	18 S.	Rosina / Friederikus
3 F.	Kornelius / Hyazinth	19 S.	**6. S. n. Trinitatis**
4 S.	Ulrich	20 M.	Elias / Margareta ●
5 S.	**4. S. n. Trinitatis**	21 D.	Praxedes
6 M.	Jesaias ☺	22 M.	Maria Magd.
7 D.	Willibald	23 D.	Apollinaris
8 M.	Kilian	24 F.	Christine
9 D.	Zyrillus	25 S.	Jakobus
10 F.	Sieben Brüder	26 S.	**7. S. n. Trinitatis**
11 S.	Pius	27 M.	Martha / Pantaleon
12 S.	**5. S. n. Trinitatis** ☾	28 D.	Pantaleon / Innozenz ☽
13 M.	Margareta	29 M.	Beatrix / Martha
14 D.	Bonaventura	30 D.	Abdon
15 M.	Apostel Teilung	31 F.	Germanus / Jgn. Loyola
16 D.	Ruth / Skapulierfest		

Am 3. Juli Sonne in Erdferne.
Am 20. Juli unsichtbare Sonnenfinsternis.

Die Tätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht,
Die, erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und fändet ihr,
Was gestern ihr gebaut, schon wieder eingestürzt,
Ameisen gleich nur frisch die Trümmer aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust!

Paläophron und Neoterpe.

Glückselig ist, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.

Sprichwörtlich.

August

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 S.	Petri Kettenfeier
2 S.	**8. S. n. Trinitatis**
3 M.	August / Stephans Erf.
4 D.	Dominikus 🌘
5 M.	Oswald / Maria Schnee
6 D.	Verkl. Christi
7 F.	Donatus / Kajetanus
8 S.	Zyriakus
9 S.	**9. S. n. Trinitatis**
10 M.	Laurentius
11 D.	Hermann / Tiburtius ☾
12 M.	Klara
13 D.	Hippolytus
14 F.	Eusebius
15 S.	Mariä Himmelfahrt

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
16 S.	**10. S. n. Trinitatis**
17 M.	Willibald / Liberatus
18 D.	Agapetus / Helena
19 M.	Sebald ●
20 D.	Bernhard
21 F.	Hartwig / Anastasius
22 S.	Philibert / Timotheus
23 S.	**11. S. n. Trinitatis**
24 M.	Bartholomäus
25 D.	Ludwig
26 M.	Samuel / Zephyrinus
27 D.	Gebhard / Rufus ☽
28 F.	Augustinus
29 S.	Joh. Enthauptung
30 S.	**12. S. n. Trinitatis**
31 M.	Paulinus / Raimund

Am 4. August unsichtbare Mondfinsternis.

Was willst du lange vigilieren,
Dich mit der Welt herum vexieren,
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verschafft dir endlichen Gewinn.

Sprichwörtlich.

Es ist besser, es geschehe dir Unrecht, als die Welt sei ohne Gesetz. Deshalb füge sich jeder dem Gesetze.

Maximen und Reflexionen.

Künstler! zeiget nur den Augen
Farbenfülle, reines Rund.
Was den Seelen möge taugen?
Seid gesund und wirkt gesund.

Zahme Xenien.

September

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 D.	Ägidius	17 D.	Lambertus
2 M.	Absalon / Stephan ○	18 F.	Titus / Th. v. Villan ●
3 D.	Mansuetus	19 S.	Januarius
4 F.	Moses / Rosalia	20 S.	**15. S. n. Trinitatis**
5 S.	Herkules / Laurentius	21 M.	Matthäus Ev.
6 S.	**13. S. n. Trinitatis**	22 D.	Moritz
7 M.	Regina	23 M.	Hoseas / Thekla
8 D.	Mariä Geburt	24 D.	Johann. Empf.
9 M.	Bruno / Gorgonius	25 F.	Kleophas ☽
10 D.	Sosthenes / Nik. v. T. ☾	26 S.	Cyprianus
11 F.	Protus	27 S.	**16. S. n. Trinitatis**
12 S.	Cyrus / Guido	28 M.	Wenzeslaus
13 S.	**14. S. n. Trinitatis**	29 D.	Michael
14 M.	Kreuzes Erhöhung	30 M.	Hieronymus
15 D.	Nikomedes		
16 M.	Euphemia / Quat. Korn.		

Am 23. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.

Was der Künstler tut, oder getan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, da er es machte. Eine freie Stimmung des Künstlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Diese Freiheit im Künstler ist gewöhnlich dort, wo er ganz seiner Sache gewachsen ist.

Zu Eckermann 20. Dezember 1829.

Ins Sichere willst du dich betten?
Ich liebe mir inneren Streit;
Denn, wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre dann frohe Gewißheit?

Zahme Xenien.

Bemerkungen.

Oktober

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 D.	Remigius	17 S.	Florentin / Hedwig
2 F.	Vollrad / Leodegar	18 S.	**19. S. n. Trinitatis**
3 S.	Jairus / Kandidus	19 M.	Ferdinand / Petr. v. A.
4 S.	**17. S. n. Trinitatis**	20 D.	Wendelin
5 M.	Plazidus	21 M.	Ursula
6 D.	Fides / Bruno	22 D.	Kordula
7 M.	Amalia / Markus P.	23 F.	Severinus / Johann v. C.
8 D.	Pelagia / Brigitta	24 S.	Salome / Raphael
9 F.	Dionysius	25 S.	**20. S. n. Trinitatis**
10 S.	Gideon / Franz Borgia	26 M.	Amandus / Evaristus
11 S.	**18. S. n. Trinitatis**	27 D.	Sabina
12 M.	Maximilian	28 M.	Simon, Juda
13 D.	Kolomann / Eduard	29 D.	Engelhard / Narzissus
14 M.	Kalixtus	30 F.	Hartmann / Serapion
15 D.	Hedwig / Theresia	31 S.	Wolfgang
16 F.	Gallus		

Es ist für Unsereinen mit der Gesellschaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meisten, ja einzig brauchen: Stimmung — wird nicht gegeben, vielmehr zerstört.

An Schiller, 9. Mai 1798.

Man muß die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur uns gemacht hat. Zu Eckermann, 12. März 1828.

Trage dein Übel, wie du magst,
Klage niemand dein Mißgeschick;
Wie du dem Freunde Ein Unglück klagst,
Gibt er dir gleich ein Dutzend zurück!

Zahme Xenien.

November

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender	1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 S.	**21. S. n. Trinitatis**	16 M.	Ottomar / Edmund ●
2 M.	Aller Seelen	17 D.	Hugo / Gregor Thaum.
3 D.	Gottlieb / Hubertus	18 M.	**Buß- u. Bett. / M. Opf.**
4 M.	Charlotte/Karl Borrom.	19 D.	Elisabeth
5 D.	Blandina / Emmerich	20 F.	Amos / Felix v. Valois
6 F.	Leonhard	21 S.	Mariä Opfer
7 S.	Engelbert		
8 S.	**22. S. n. Trinitatis** ☾	22 S.	**24. S. n. Trinitatis**
9 M.	Theodor	23 M.	Klemens ☽
10 D.	M. Luther/Andreas Av.	24 D.	Chrysogonus
11 M.	Martin Bischof	25 M.	Katharina
12 D.	Jonas / Martin P.	26 D.	Konrad
13 F.	Briccius / Stanislaus K.	27 F.	Otto / Virgilius
14 S.	Levinus / Jukundus	28 S.	Günter / Sosthenes
15 S.	**23. S. n. Trinitatis**	29 S.	**1. Advent**
		30 M.	Andreas ○

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren,
Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.

Tabulae votivae.

Alles was uns imponieren soll, muß Charakter haben.

Zu Riemer, 28. August 1808.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ,
Ist Not vorüber, sind die Nöte süß.

Sprichwörtlich.

Man muß nur in die Fremde gehen, um das Gute kennenzulernen, was man zu Hause besitzt.

An Kirms, 24. August 1797.

Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich.

Maximen und Reflexionen.

Dezember

1925	Protestantischer / Katholischer Kalender
1 D.	Arnold / Eligius
2 M.	Kandidus / Bibiana
3 D.	Kassian / Franz Xaver
4 F.	Barbara
5 S.	Abigail / Sabbas
6 S.	**2. Advent**
7 M.	Agathon / Ambrosius
8 D.	Mariä Empfängnis ☾
9 M.	Joachim / Leokadia
10 D.	Judith / Melchiades
11 F.	Damasus
12 S.	Epimachus
13 S.	**3. Advent**
14 M.	Nikarius
15 D.	Johanna / Eusebius ●
16 M.	Qu. Anan. / Qu. Adelh.
17 D.	Lazarus
18 F.	Christoph / Mariä Erw.
19 S.	Lot / Nemesius
20 S.	**4. Advent**
21 M.	Thomas Ap.
22 D.	Beata / Flavian ☽
23 M.	Dagobert / Viktoria
24 D.	Adam, Eva
25 F.	**Heil. Christfest**
26 S.	**2. Christtag / Stephan.**
27 S.	**S. n. Weihnachten**
28 M.	Unsch. Kindlein
29 D.	Jonathan / Thomas B.
30 M.	David ○
31 D.	Sylvester

Am 22. Dezember Wintersanfang, kürzester Tag.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Maximen und Reflexionen.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Die Geheimnisse.

Vor hundert Jahren.

Goethes goldener Jubeltag[1]).

Am frühesten Morgen des siebenten Novembers im Jahr 1775 war Goethe, kurz nach dem Regierungsantritt und der Vermählung unseres Großherzogs, einer dringenden Einladung des jungen fürstlichen Paares folgend, zuerst in Weimars Mauern gastlich eingezogen und von der Huld und dem Vertrauen des Hofes sowie von eigener Neigung und ahnungsvoller Stimmung festgehalten, am 11. Juni 1776 als Geheimer-Legationsrat, mit Sitz und Stimme im damaligen geheimen Konseil, als Weimarischer Staatsdiener verpflichtet worden.

Ihm ward das seltene Glück zuteil, demselben geliebten Fürsten, dem sein Herz vom ersten Augenblicke an gehuldigt und geschworen hatte, ein halbes Jahrhundert hindurch unausgesetzt zu dienen und die Treue seiner Gesinnung in tausendfachen, ausgezeichneten Anlässen, in guten und schlimmen Tagen, als Staatsmann, Dichter, Weltweiser, innigster Lebensgenosse und Ratgeber, ja als Freund im höchsten Sinne des Wortes, betätigen zu können.

In heiterer Kraftfülle des Geistes und Gemütes konnte er das goldene Jubelfest seines Fürsten am dritten September dieses Jahres, sowie den goldenen Tag des dritten Oktobers feiern, und dort dem erhabenen Regenten, wie am vierzehnten Oktober seiner über alles verehrten Fürstin,

---

[1]) Aus dem 1825 in Weimar erschienenen Werk: „Goethes goldener Jubeltag, 7. November 1825". Mit des Gefeiertem Bildnis, Schriftzügen und Abbildung des Festsaales. (Weimar, W. Hoffmann).

in sinnreich erdachten Denkmünzen ein unvergängliches Denkmal der reinsten Ehrfurcht und Dankbarkeit weihen.

Als nun Goethes eigener Jubeltag herannahte, sann unser Durchlauchtigstes Fürstenpaar auf würdigste Feier desselben und wollte sie nur in dem eigenen Reichtume seines Gemütes finden.

Der Großherzog beschloß, daß die fünfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe zuerst in Weimar einging, zugleich als sein Dienstjubiläum angesehen und gefeiert werden sollte, weil der Freund und Vertraute seiner Jugend nicht erst durch förmlichen Diensteid sich ihm auf ewig verpflichtet und verbündet habe.

In tiefster Stille und allen ein Geheimnis ließ der erhabene Fürst durch denselben wackeren Künstler, Brand zu Berlin, der die Medaille auf des Großherzogs Jubelfest so vortrefflich ausgeführt hatte, nun auch auf seines ersten Staatsdieners und Jugendfreundes Jubeltag eine goldene Denkmünze gravieren und ausprägen, die auf dem Avers die vereinten Brustbilder des Großherzogs und der Frau Großherzogin, Königliche Hoheiten, auf dem Revers aber Goethes von einem Lorbeerkranze gekröntes Brustbild zeigt.

Auf dem äußeren Münzrand liest man die würdig einfache Inschrift:

* Carl August und Luise * Goethen *
Zum VII. November MDCCCXXV.

Goethes Meisterwerk, Iphigenie, wurde auf höchsten Befehl schnell vom Hoftheater neu einstudiert und ein zierlicher Festabdruck derselben in klein Quart veranstaltet; vielfach sinnreiche Feier des schönen Tages in Wort, Schrift und Tönen wie in würdigen Kunstgebilden aufgerufen und gefördert.

Der Morgen des siebenten Novembers erschien und die allgemeine Freude gewahrte die trüben Regen-

wolken kaum, die ihn umzogen, als bedürfte sie an solchem Tage keines anderen Lichtes als ihres eigenen.

Wie der hochverehrte Jubelgreis den Fensterladen seines Schlafzimmers in frühester Dämmerstunde öffnete, tönte ein festlich heiteres Morgenlied ihm aus einem Versteck seines Gartens entgegen. Sein erster Blick fiel auf zart ersonnene Gaben kunstfertiger Freundinnen, in Stickereien, Zeichnungen, Gemälden, Vasen, Kristallen usw. Um halb neun Uhr schon rollten alle Wagen, wallfahrteten die Angesehensten des Hofes und der Stadt zu Goethes Haus, während sich in seinem Saale ein Verein von Tonkünstlern und vierzehn sinnig geschmückten älteren und jüngeren Freundinnen zur Aufführung einer Morgenkantate anschickten, die der Professor und Bibliothekar Riemer gedichtet, der Kammermusikus Eberwein komponiert hatte. Als um neun Uhr der Gefeierte durch einen Freund seines Hauses und den eigenen Sohn aus seinem Studierzimmer abgeholt wurde, war das Gedränge in Vorsaal, Saal und Gemächern schon so groß, daß jene ihn durch eine Seitentreppe unbemerkt hereinzubringen Bedacht nehmen mußten. Kaum erblickte man das verehrte Haupt, als die Musik sogleich begann und mit ihren Harmonien dem Übermaß der Rührung, die aus seinen wie aus aller Augen glänzte, zuvorkam.

Die Nymphe der Ilm begrüßte den goldenen Tag ihres Getreuesten, besang die Feier ihrer eigenen Unsterblichkeit, von einem Chore wahlverwandter Nymphen der Quellen und Haine des Parks begleitet und wechselnd unterstützt. Als die treffliche Sängerin, Frau Kammermusikus Eberwein, die Worte:

> Heil mir! ich darf ihn stolz den Meinen nennen
> Mich als die Seine dankesvoll bekennen!

vortrug, durchbebte namenloses Gefühl die gedrängte Menge der Zuhörer, und der ernste Geschäftsmann wie die zarte

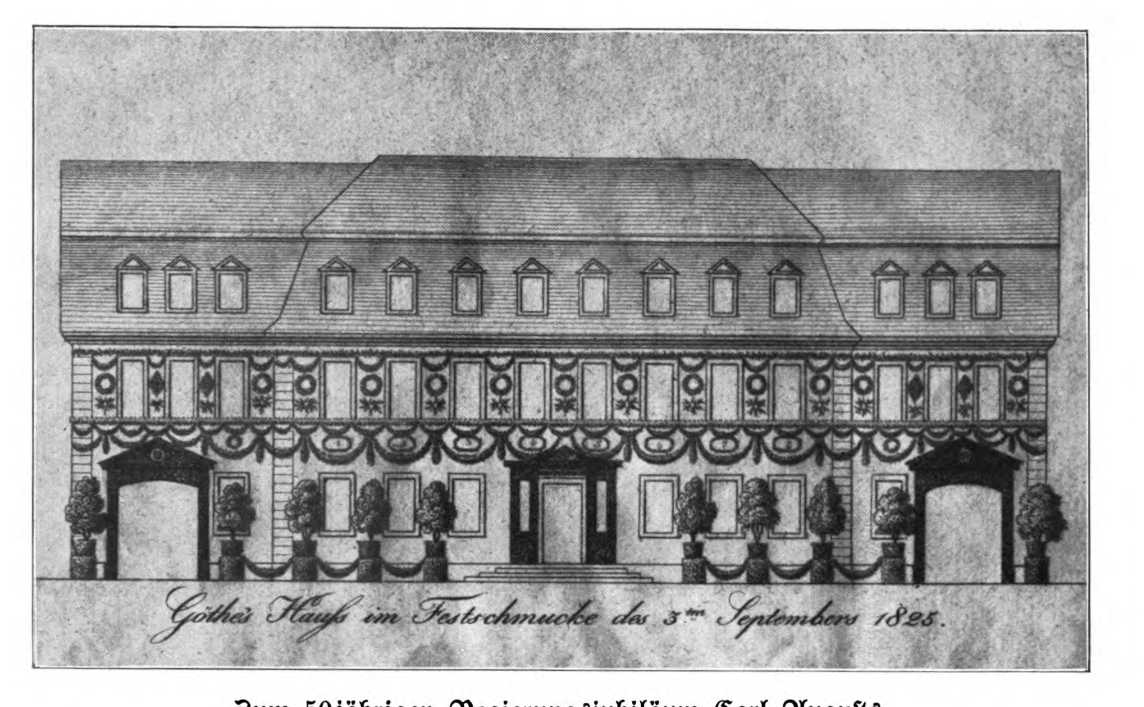
jungfräuliche Brust hatten Mühe, den Ausbruch innigster Bewegungen zurückzudrängen. Die Töne verklangen in feierlicher Stille. In bescheiden würdiger Haltung wandte sich der Jubelgreis zu den Freundinnen, in beredtem Händedruck und herzlichen Worten seine Dankbarkeit anzudeuten. Da trat der Staatsminister Freiherr von Fritsch vor und überreichte ihm ein Handschreiben des Großherzogs, großsinnig und golden an Inhalt und Ausdruck, zugleich die goldene Denkmünze mit einem zweiten höchst schmeichelhaften Schreiben.

Goethe, wohl Hohes vorahnend, doch auf das Höchste sogleich nicht ratend noch gefaßt, hielt beides lange uneröffnet in frommer Rührung in seiner Hand, und was er späterhin empfand, als seine Blicke den überschwänglichen Erguß fürstlicher Huld und Gnade zuerst gewahrten, welche Sprache vermöchte dies auszudrücken!

Die feierlichen Deputationen der Akademie Jena, der Landeskollegien hier und zu Eisenach, des Stadtrats und der Freimaurerloge traten nun vor, Glückwunsch und würdigste Jubelgabe bringend. Die Akademie, in ihrer Gesamtheit, ließ ein von ihrem beredten Organ, dem geheimen Hofrat Dr. Eichstädt, klassisch verfaßtes lateinisches Gedicht überreichen.

Die medizinische und die philosophische Fakultät brachten, in sinnreich abgefaßten Diplomen, dem Gefeierten die Insignien ihrer Doktorwürde dar. Die philosophische Fakultät fügte zwei Doktordiplome für Goethes nächste Gehülfen in Herausgabe seiner sämtlichen Werke, für den Professor und Bibliothekar Riemer und für Herrn Eckermann aus dem Hannöverischen bei, mit der Bitte: solche jenem bewährten Gelehrten, und diesem hoffnungsvollen jungen Manne, zu desto ausgezeichneterer Feier des heutigen Tages, selbst aushändigen zu wollen.

Die theologische Fakultät übergab ein eigenes, geistreich erdachtes Gratulationsdiplom mit einem höchst würde-



Zum 50jährigen Regierungsjubiläum Carl Augusts.

Mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar veröffentlicht.

vollen zartsinnigen Schreiben. Die Juristen-Fakultät knüpfte an ihren Glückwunsch den Ausdruck des Bedauerns, daß ihr die Universität Straßburg schon vor vierundfünfzig Jahren in Erteilung des Doktorhutes zuvorgekommen sei. Auch die Studierenden zu Jena ließen ihre ehrfurchtsvollen Wünsche durch zwei Deputierte aus ihrer Mitte aussprechen.

Der Bürgermeister, Hofrat Schwabe, Namens des Stadtrats der Residenz, begleitete mit trefflicher Rede eine feierliche, höchst ehrenhaft abgefaßte Urkunde, durch welche Goethes einzigem Sohne, dem Geheimen Kammerrat von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang, so wie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde:

„Auf daß der gefeierte Name Goethe
immerdar in ihren Urkunden, als
höchste Zierde derselben, vorhanden
seyn möge.“

Unter den Weihgeschenken, welche schöne Hände bereitet hatten, zeichnete sich besonders ein großes, köstliches Portefeuille von weißer Seide aus, auf beiden Decken mit den frischesten Rosenbukets gestickt (von den kunstfertigen Händen seiner Schwiegertochter), welches sofort zur Aufbewahrung jener Großherzoglichen Schreiben gewidmet wurde; sodann eine Porzellanvase, die auf der einen Seite Tassos Haus zu Sorrent mit dem herrlichen Hintergrund der Meeresküsten und mit der Umschrift:

„Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!“

auf der anderen Seite aber das beabsichtigte Opfer der Iphigenie darstellt, nach einem alten Gemälde aus Pompeji, mit der Legende:

„Sie wollte nicht mein Blut
und hüllte rettend in eine Wolke mich.“

Zwischen beiden Gemälden sind zwei kleine Medaillons angebracht; in dem einen liegt, von einer Schlange rund umwunden, eine Schreibfeder, mit der Umschrift:

„Iphigenie und Tasso“,

in dem anderen liegen sieben Bücher, stufenweise aufgeschichtet, und rings umher steht:

„Exegit monumentum aere perennius.“

Diese so sinnreich als geschmackvoll erfundene Festgabe kam von einer englischen Familie (Bracebrigde), die, nach langem Aufenthalte in Italien, sich seit kurzem hier aufhält und Goethen enthusiastisch ergeben ist.

Gleich nach zehn Uhr wartete sein der schönste Moment des ganzen Tages, der persönliche Besuch II. KK. HH. des Großherzogs und der Frau Großherzogin. Wohl eine Stunde blieb das erhabene Fürstenpaar mit ihm allein, bis auch S. K. H. der Erbgroßherzog und die Frau Erbgroßherzogin-Großfürstin K.K.H. mit beiden Prinzessinnen-Töchtern ihn durch ihren Besuch beglückten und so den reichsten Blütenkranz um den Gefeierten schlangen.

Unterdessen hatten sich in den Seitenzimmern der Großherzoglichen Bibliothek die Mitglieder des Staatsministeriums, die Chefs der Landeskollegien, die Angesehensten des Hofes, die Deputationen der Akademie Jena und des hiesigen Stadtrats, die Mitglieder des Oberkonsistoriums, die Vorsteher der hiesigen höheren Lehranstalten und alle zu Goethes Departement der Anstalten für Wissenschaft und Kunst gehörige Personen versammelt, während die ersten Damen des Hofes und der Stadt, und darunter die Töchter und Enkelinnen Wielands und Herders, sich eine Treppe höher auf die um den inneren Bibliotheksaal herumlaufende Galerie begaben. Sobald alle Eingeladenen beisammen waren, wurden die Herren von dem Bibliothekar, Professor Riemer, ersucht, sich Paar

und Paar in den Saal zu begeben, in welchem, dem lebensgroßen Bildnisse S. K. H. des Großherzogs (von Jagemann) gegenüber und vor einer mit reicher grünen Draperie gebildeten Nische, auf einem schönen Postamente Goethes Büste von Rauch aufgestellt war, mit einem Lorbeerkranze zur Seite. Sobald der feierliche Zug in dem Innern des Saales anlangte, ertönte unsichtbare Musik aus der zweiten und obersten Galerie herab, vom Kapellmeister Hummel nach einer Dichtung des Kanzlers von Müller komponiert, und von einem Chore unserer ersten Sänger und Sängerinnen aufs trefflichste ausgeführt. Die Wirkung, welche diese zauberähnliche Harmonie unsichtbarer Wesen in der hohen dämmernden Halle des schönen, mit den Büsten und Bildnissen der fürstlichen Ahnen und aller Heroen in Wissenschaft und Kunst des letzten Jahrhunderts geschmückten Lokals auf die Anwesenden machte, ist unbeschreiblich. Schien es doch, als ob verklärte Geister sich zur Weihe dieses Tages vereinigt hätten! Die Musik schwieg mit den Worten:

„Wohl mögen tausend Kränze heut ihm glänzen,
Der goldne muß im Heiligtum ihn kränzen!“

an welche der Kanzler von Müller (Goethes Schwester-Enkel den Sohn des Geh. Ober-Reg.-Rats Nicolovius zu Berlin, Alfred Nicolovius zur Seite) seine Rede anknüpfte, die, nachdem er die Verherrlichung des heutigen Tages durch die Großherzogliche Denkmünze öffentlich verkündet und zwei Exemplare derselben, nebst einem Prachtexemplar des Festabdrucks der Iphigenie, auf die Bibliothektafel niedergelegt hatte, auf Goethes Eltern überging und eines höchst merkwürdigen Originalbriefes derselben erwähnte, kurz nach ihres Sohnes Anstellung in Weimar an ihren Freund, den Königlich-Dänischen Konsul Schönborn zu Algier, geschrieben, der durch die wundersamsten Zufälle in die Hände des würdigen Perthes zu Gotha ge-

kommen, und von diesem zu der heutigen Jubelfeier, auf Ersuchen freundlichst ausgeliefert worden war.

Dieses ehrwürdige Dokument, nebst entsprechender Stiftungsurkunde in rotem, reich verzierten Maroquinband eingebunden, nahm nun der Redner aus des jungen Nicolovius Händen und übergab es dem Bibliothekar, Professor Riemer, damit

„diese Blätter, die ein guter Genius uns so wundersam aus tausend Fährnissen rettete, um sie in den Kranz unseres Jubeltages zu verweben, hier in diesem schützenden Tempel, von dem heiligen Brustbilde des ruhmbekränzten Sohnes selbst gedeckt und geschirmt, Gewähr längsten Bestandes finden und so für Mit- und Nachwelt ein sprechendes Dokument ehrwürdiger Familienverhältnisse bleiben mögen, die gewiß, wenn manches Jahrhundert, wenn wir alle, die wir leben, und lange Geschlechter nach uns vorüber, noch dem weitgereisten Wanderer Achtung und Teilnahme einflößen werden“.

„Möge,“ so schloß der Redner,

„der Segen all der Großen und Edeln jener goldenen Zeit, wo Goethe zuerst in Weimars Mauern einging, einer Amalia, eines Schlosser, F. H. Jacobi, Wieland, Knebel, Herder in diese feierliche Stunde hereinleuchten wie ihr heiliges Andenken, wie der Freundesblick des späteren Geistesverbündeten, unseres unvergeßlichen Schillers!“

Hierauf begann der Professor und Bibliothekar Riemer eine würdige Gegenrede, worin er mit angemessener Hinweisung auf ähnliche Vorgänge des klassischen Altertums, die Einzigkeit des heutigen,

„dieses Musteraktes der vollendetsten Humanität und Fürstengroßmut“,

hervorhob und, den hohen Sinn der Denkmünze auslegend, den Gewährenden wie den Empfangenden glücklich pries und die Gefühle aller derer, die als Zeugen und

Teilnehmer so bedeutungsvoller Feierlichkeit die Kunde und geistige Gemeinschaft derselben als ein teures Vermächtnis für die spätesten Enkel überkommen, mit ergreifenden Worten schilderte.

„Glücklicher," so endete er,

„glücklicher als die, welche einst in dem weltbeherrschenden Rom, in dem Tempel des Jupiter, unter der Bildsäule des Apollo, sibyllinische Blätter zu verwahren hatten, traurige Ahnungen, drohende Erwartungen eines dereinstigen Aufhörens, glücklicher heute sind wir, die in dem kleinen, die Welt nur friedlich beglückenden Weimar, unter den Augustus des goldenen deutschen Zeitalters, in seinem Musentempel, unter das Standbild seines Apollo-Musagetes, die fröhlichste Botschaft der friedlichsten Verheißungen, das goldene Zeugnis ihres gekrönten Erfolgs zugleich, niederlegen, zu einer ewigen Urkunde für Mit- und Nachwelt, in der freudigen Gewißheit einer ewig zunehmenden Dauer, eines ewig wachsenden Ruhmes in dem Andenken der ganzen gebildeten Menschheit."

Während nun alle empfangenen Gaben, zu denen noch das Gedicht gefügt ward, welches der Kanzler von Müller Goethe zu der Denkmünze geweihet hatte, von dem Professor Riemer in das innen zu einem kleinen Archiv sinnig eingerichtete Postament unter der Büste niedergelegt wurden, fiel Musik und Gesang wieder ein:

„So legt für alle Zeiten nieder
Des frommen Danks, der Liebe Zoll,
Der, gleich dem Zauber seiner Lieder,
Dem kommenden Geschlecht verkünden soll:
Wie groß, wie treu sein edler Sinn erfunden,
Und welchen Kranz ihn Fürstenhuld gewunden,"

und ein vollstimmiger Chor beschloß die ganze Feierlichkeit, die gewiß jedem, der ihr beiwohnen durfte, unvergeßlich bleiben wird.

Nunmehr eilten der Kanzler von Müller, der Bibliothekar, Professor Riemer und der Bibliothekssekretär Kräuter abermals zu dem Gefeierten und überreichten ihm das Protokoll über den ganzen Bibliotheksaktus, einige Prachtexemplare des Festabdruckes der Iphigenie und eine sorgfältig genaue und beglaubte Abschrift des aufgefundenen Briefes seiner Eltern, nebst dem Duplikate der Stiftungsurkunde. Der Professor Riemer übergab zugleich das von ihm in vierundzwanzig, eigentümlich kunstvoll gebildeten, Ottaverime verfaßte epische Jubelgedicht, welches sich gewissermaßen an das am 3. September S. K. H. dem Großherzog in demselben Versmaß ehrerbietigst geweihte und vom hiesigen Stadtrat übergebene Jubelgedicht zu Deutung des vom Oberbaudirektor Coudray gezeichneten idealistischen Ruhmtempels (Pentazonium) anschließt, so daß beide zusammen die Hauptdenkwürdigkeiten der glorreichen Regierung des erhabenen Jubelfürsten und die Eigentümlichkeit der glücklichen Wechselwirkung zwischen Goethe und seinem Fürsten in großartig entworfenen und geistreich ausgeführten Zügen darstellen und besingen.

Goethe hatte inzwischen sich seines Glückes erst recht erlabt und nachdem ihn die allerhöchsten Herrschaften mit ihrem Besuche beehrt, angefangen, alle ihm gewordenen Festgaben zu noch genußreicherer Beschauung und Betrachtung auf die sinnigste Weise zu ordnen und zu gruppieren, so gleichsam selbst eine neue dichterische Komposition, einen neuen, originellen Festkranz daraus bildend.

Da fanden sich denn die schöne, allegorische Zeichnung von Luise Seidler, Goethes erste Ankunft zu Weimar im Geleite holder und bedeutsamer Genien darstellend, mit anderen aus der Ferne gekommenen Weihebildern gar passend zusammen. Meisterhaft war ein sinnreich erfundenes Medaillon ausgeschnitten, das in der Mitte eine zart be-

saitete Leier mit einem Sterne und einem zweiten über der Leier darstellt (Hindeutung auf das am Goetheschen Vaterhause zu Frankfurt eingegrabene alte Wappen), zur Seite mit zwei unten sich vereinenden Füllhörnern, aus welchen Blumen und Früchte hervorquellen, die von bedeutsamen Masken und Emblemen überragt werden. Ein Gedicht spricht sich über die Bedeutung dieser Gabe sinnreich aus. Ein aus der teueren Vaterstadt Frankfurt angelangter, von hochverehrter Frauenhand gewundener Kranz von den schönsten getrockneten Alpenblumen, der einige gemütvolle Verse umschlingt, nahm sich — in so heiterer Umgebung gleichsam frischerblühend wie die Erinnerung, die ihn wand — gar lieblich neben jener Vase aus, die der Kunstsinn einer neuen britischen Freundin mit so sprechenden Gemälden umschmückt hatte. Neben der goldenen, köstlichen Denkmünze, die fürstliche Huld als höchsten Schmuck für ihren Liebling geschaffen, zeigte sich die bescheidene, kleine silberne Medaille, die ein junges, hoffnungsvolles Talent, Angelica Facius aus Weimar, aus freiem, neigungsvollem Antrieb, mit wirklich überraschender Fertigkeit graviert hatte. Sie stellt auf der einen Seite Goethes Brustbild dar, während auf der anderen ein Eichen-, ein Öl- und ein Lorbeerzweig sich zum Kranze für die Inschrift:

„Dem 7. November 1825“

schlingen. Dicht daneben sah man eine Porzellantasse, auf der von kunstreicher Hand einer werten Freundin des Goetheschen Hauses eine geflügelte Leier, die ein Lorbeerkranz umschlingt, gemalt war, mit der treffenden Inschrift oben am Rand der Tasse:

„Das Vergängliche dem Unvergänglichen.“

Ein mit drei verschlungenen Kränzen wunderschön gestickter Briefhalter deckte die eingegangenen Gedichte.

Unter Calderons Maske hatten sich selbst spanische Blüten dem Jubelkranze eingeschlungen, und doppelt gern mochte man sich heute an diesen hohen Geistesverwandten des Gefeierten erinnert sehen, der bis zum 87ten Lebensjahre frische Dichterkraft bewährt hatte. Ein großes Portefeuille von der Farbe des Immergrüns mit silbernem Schlosse und Verzierungen nahm die größeren Zuschriften und Dedikationen auf, während eine kleine, weiß mit Orange gestickte Brieftasche den schriftlichen Glückwünschen holder Freundinnen gewidmet wurde ....

Handschreiben Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs an den Herrn Staatsminister von Goethe.

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath
und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst; da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigen Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken,

bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben Sich versichert zu halten [1]).

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

---

[1]) Dazu stelle man den Brief, in dem Karl August zuerst (fast 50 Jahre vorher) seinem Urteil über Goethe Ausdruck gab.

Herzog Karl August an den Minister von Fritsch.

Weimar, 10. Mai 1776.

Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rat, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie Sie sind, erwartete. Sie fordern in ebendemselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie, Sie nicht länger in einem Kollegio, wovon Dr. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können.

Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein Jeder Ihren Entschluß billigen, Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehn, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landeskollegio von untenauf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt: Denselben mißbrauchen. Ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt . . .

Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war: Dieses verändert gar nichts! Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und Jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln.

Nach diesem allen muß ich mich sehr wundern, daß Sie, Herr Geheimer Rat, die Entschließung fassen, mich jetzt in einem Augenblick zu verlassen, wo Sie selber fühlen müssen und gewiß fühlen, wie sehr ich Ihrer bedarf. Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen, fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre in einem

Nachschrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, das seltene und Mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen: in solcher Absicht ist mit Einverständniß Meiner Gemahlin die anliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens.

Karl August.

Als nun die Stunde herangekommen war, wo die Goethesche Familie durch den Kanzler von Müller im Auftrag des Festvereins zu dem feierlichen Mittagsmahle auf dem Stadthause abgeholt werden sollte, erschienen Mutter und Großmutter von Goethes Schwiegertochter, die Frau Oberhofmeisterin Gräfin Henkel von Donnersmark und die Hofdame Frau von Pogwisch, gleichsehr durch eigenen Wunsch, wie durch allerhöchste Bestimmung beider erhabener Fürstinnen dazu berufen, um heute an dem Mittagstische des Gefeierten die Stelle der Wirtinnen zu vertreten. Und der Oberbaudirektor Coudray führte dem Hochverehrten, dessen persönliche Gegenwart auf dem Stadthause leider entbehrt werden mußte, wenigstens in treuer Zeichnung das Bild der sinnreichen Ausschmückung des Festsaales vor die Augen, so daß er, zu-

22jährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst zu verlassen vorhaben und auf eine sowohl für den Dr. Goethe, als — ich kann es nicht leugnen — für mich beleidigende Art! Denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit demselben in einem Kollegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient.

mal da noch eine genaue Angabe und Abzeichnung aller Ehrenplätze an der Festtafel hinzukam, sich im strengsten Sinne in die Mitte des dortigen Jubelvereins versetzen konnte.

Schon um 2 Uhr hatten sich über 200 Personen beiden Geschlechts, und darunter die Angesehensten des Hofes und der Stadt und mehrere Fremde, auf dem Stadthause versammelt, die jetzt, nachdem bei Ankunft der Goetheschen Familie ein zahlreiches Musikchor durch einen Marsch aus der Vestalin von Spontini das Zeichen zur Eröffnung des Festes gegeben, in den sinnig schön geschmückten Mittagssaal einzogen. Den Säulen, durch welche man eintrat, gegenüber, war über der fürstlichen Loge ein großes allegorisches Gemälde nach Coudrays Angabe von Schmeller, basreliefartig grau in grau gemalt, zu erblicken. Es hatte die am Fries der Loge hinlaufende Unterschrift in goldenen Lettern:

„Willkomm zu Weimar am 7. November 1825“.

Eine edle, kräftige Jünglingsgestalt, in griechischer Reisekleidung, die Leier in der Hand, und von drei Musen begleitet, nahet sich mit froher Zuversicht einem Fürsten, der ihr freundlich die Hand bietet, am Eingange des Triumphbogen ähnlich dargestellten Stadttors, in welchen eine hehre, fürstliche Frau, gleichsam die Pallas von Weimar, erscheint und hinter ihr ein Herold, der die freudige Kunde des Ankommenden mit ungeduldigem Eifer in die Stadt zu verbreiten strebt. Ein Genius schwebt über des gastlichen Sängers und über des Fürsten Haupt, Lorbeerkränze über beide haltend. Rechts und links lief dies Gemälde, den Bogen über der fürstlichen Loge gerade füllend, in arabeskenartige Verzierungen aus, in deren Mitte auf beiden Seiten eine antike Schale darstellend, in die ein Götterjüngling Nektar gießt, und aus welcher ein Adler seinen Durst zu stillen im Begriff ist. Unmittelbar

darunter, über den Säulen der fürstlichen Loge, waren goldene Leiern und Tripoden angebracht, mit der Unterschrift auf der einen Seite:

„Gleich Sternen strahlen seine Werke“

und auf der anderen:

„Ihn kränzen Mit- und Nachwelt“.

An den drei anderen Seiten des Saales erblickte man längs des Frieses hin 36 Medaillons, von frischen Kränzen umwunden und jedes, in ästhetisch sinnreicher Ordnung und Folge, einem vorzüglichen Goetheschen Werke gewidmet, dessen Bezeichnung goldene Lettern auf blaßblauem Grunde aussprachen. Die Säulen des Eingangs, sowie die an der herrschaftlichen Loge, waren mit frischen Girlanden umwunden; dicht vor der herrschaftlichen Loge lief die Hauptlinie der mit Blumen und zierlichen Aufsätzen stattlich geschmückten endlosen Tafel hin, in deren Mitte Goethes Schwiegertochter zwischen den beiden Staatsministern Freiherrn von Fritsch und Freiherrn von Gersdorf den ersten Ehrenplatz einzunehmen ersucht wurde. In dem Fries über ihrem Haupte erblickte man das Iphigenien geweihte Medaillon und ihr gerade gegenüber, am Fries über den Eingangssäulen, das Medaillon für Ottilien (aus den Wahlverwandtschaften). Aus der um einige Stufen hinter der Mittagstafel erhöhten herrschaftlichen Loge schaute des Gefeierten jugendlich schöne Büste von Tieck, von einem mit Blumen umschmückten Postamente, an welchem ein frischer Lorbeerkranz hing, freundlich auf die Feiernden herab. Die Ouvertüre aus Don Juan begleitete die Eröffnung des frohen Mahles, und gleich darauf brachte der Staatsminister Freiherr von Fritsch aus aller Herzen die Gesundheit unseres geliebten Großherzogs in folgenden Worten aus:

An dem Festmahle des goldenen Jubeltages steigen die ersten und feurigsten Wünsche aus voller Brust empor für unseren

durchlauchtigsten Großherzog!

Heute vornehmlich begrüßen wir ihn als

Fürsten des Lichts,

da er den Genius hier heimisch werden ließ, an dessen Hand er im Reiche des Geistigen neue Gebiete, neue Bahnen erschloß. Ihm, dem Schutzherrn jeder freien geistigen Entwicklung, ihm, dem August des goldenen Zeitalters deutscher Literatur, ertöne ein

Lebe hoch!

Unmittelbar hierauf wurde das schöne Hauptlied, das Dr. Schütze mit sinnreicher Beziehung auf jenen merkwürdigen Brief Wielands an Fr. H. Jacobi über Goethes erstes Eintreffen in Weimar zum Jubelfeste gedichtet und Kapellmeister Hummel trefflich komponiert hatte, unter Begleitung des letzteren mit dem Fortepiano, von der reichen Tenorstimme des Kammersängers Moltke vorgesungen und im Chore von Instrumenten begleitet. Bei der Schlußstelle:

„So lebe, Tag von fünfzig Jahren,
Du ewig taggebärend Licht!"

ertönte rauschendes Beifallklatschen, und an den Schlußchor:

„O Stadt, erhöht in seinem Glanz,
Reich' dankbar ihm den Siegeskranz!"

reihte der Staatsminister, Freiherr v. Gersdorf, folgenden enthusiastisch aufgenommenen Toast an:

„Dem großen Namen, den wir feiern

Goethen!

Ihm, den, so lange schöne Kunst und Wissenschaft dem menschlichen Geiste die höchsten Preisaufgaben stellen, als Doppelsieger die spätesten Jahrhunderte feiern werden, unserem

Goethe!

Nun wurden die drei Stanzen, welche der Kanzler von Müller zu der goldenen Denkmünze auf Goethen gedichtet hatte, von Hofschauspieler Oels mit aller Kraft seines schönen Organs und deklamatorischen Talents vorgetragen und bald darauf Goethes Bundeslied:

„In allen guten Stunden usw."

nach Zelters Komposition allstimmig gesungen. Nach einer kleinen Pause bat der Sohn des Gefeierten, Geheimer Kammerrat von Goethe, um das Wort und sprach folgendes im Namen und Auftrag seines Vaters:

„Wenn ich schon oft Gelegenheit hatte, für mannigfache Beweise der Liebe und Zuneigung im Namen meines Vaters, verehrten Gönnern und Freunden, so gut ich es vermochte, den innigsten Dank darzubringen; so fühle ich heute mehr als je, daß alle Worte, welche ich finden könnte, um Gefühle auszudrücken, die jetzt mein Innerstes bewegen, ungenügend sein würden.

Ich darf es daher meinem Vater, welchem heute so viele Beweise von Liebe und Anerkenntnis gegeben worden, überlassen, seinen Dank selbst nachzubringen und sich so einer angenehm lastenden Schuld gegen höchste Gönner und so teilnehmende Freunde ehestens zu entledigen.

Da es mir aber einmal vergönnt ist, zu sprechen, so lassen Sie mich, Verehrteste! eines Mannes dankbar

erwähnen, dessen Bekanntschaft und Vermittlung mein Vater wohl seine erste freundliche Aufnahme und den Eintritt in dieses Land verdankt: es ist

der Major von Knebel zu Jena, welcher ebenfalls in einem hohen Alter, sich noch der schönsten geistigen Kräfte und einer ungeschwächten Gesundheit erfreut. Dieses verehrten Mannes lassen Sie uns in dieser frohen Stunde freundlich gedenken und mit vollem Glase ihm ein noch langes Leben wünschen!"

Mit tiefer Rührung vernahm die Versammlung diese gemütvolle Anerkennung, die Goethe dem ältesten seiner Jugendfreunde, der ihn zu Frankfurt am Main im Winter 1774—75 zuerst dem damaligen Erbprinzen von Sachsen-Weimar vorstellte, heute öffentlich zu weihen sich gedrungen gefühlt hatte.

In solcher, durch ein heiliges Mitgefühl erhöhten Stimmung fand der Zweigesang vom Ober-Konsistorialdirektor Peucer alle Zuhörer, von Madame Eberwein und Moltke nach Mozarts Zaubermelodie:

„In deinem Arm zu weilen ..."

mit Begeisterung vorgetragen. Nicht lange darauf wurden drei Stanzen, die Hofadvokat Hase

„Unserem Goethe"

gedichtet hatte, vom Hofschauspieler La Roche ergreifend gesprochen, und alsdann das zartsinnige Festlied von Professor Weichard:

„An Weimar zum 7. November 1825"

vom Obertheaterdirektor Stromeyer in reinster Kraftfülle seiner unvergleichlichen Stimme gesungen und vorzüglich bei der Stelle:

„Und der Hohe, den sie finden,
Seht, er war August genannt,"

so wie bei der Schlußstelle:

„Und du Stadt im kleinen Raume
Wirst die Lehrerin der Welt!"

mit dem Ausbruch lautesten Beifalls begleitet. Aber schon rückte die Theaterstunde heran; ein Sonett:

„Dauer im Wechsel",

das Hase, und die Stanzen, die Dr. Eckermann

„Zur Feier von Goethes fünfzigjährigem Hierseyn"

gedichtet hatte, konnten nicht mehr vorgelesen werden. Der Oberbaudirektor Coudray brachte den dritten und letzten Toast aus:

„Goethes Wirken und Schaffen in Weimar!"

„Möge der Same, den der große Meister im Gebiete der Kunst und Wissenschaft durch seine hier angedeuteten (bezüglich auf die Dekoration am Friese des Festsaales) gleich Sternen glänzenden Werke noch in fernster Zeit erfreuliche Blüten und segenvolle Früchte bringen!

Möge Weimar immerdar der Sitz der Musen und des Schönen bleiben! Dann wird das Herrliche, was von Carl August mit Goethe geschehen, so wie von uns, auch von den spätesten Nachkommen dankbar erkannt und gewürdigt werden.

Dreifaches Hoch unserem innigst geliebten Meister, dem Mit- und Nachwelt ewig frische Kränze winden.

Er lebe gesegnet, lange und hoch!"

und an den jubelnden Tusch schloß sich sofort das heitere Jägerchor aus dem Freischütz, und mit dem letzten Tone der Hörner war das festliche Mahl beendigt.

Neuer geistiger Genuß erwartete uns in dem erst am 3. September dieses Jahres, am Jubeltage des geliebten



Carl August.

Anonyme Lithographie nach der Zeichnung von Heinrich Kolbe (1822).
Sammlung Kippenberg, Leipzig.

Regenten, eingeweihten neuen Hoftheater, das Goethe bis jetzt noch nicht hatte besuchen können und das heute mit seiner Iphigenie gleichsam zum zweiten Male eingeweiht werden sollte.

Bis zum letzten Augenblicke war man in banger Ungewißheit geblieben, ob die Anstrengung und Aufregung dieses Tages ihm erlauben würde, dieser Vorstellung beizuwohnen. Als nun plötzlich einige Zuschauer im Parterre ihn in der ihm eigens gewidmeten, halb verborgenen Loge, gerade unter der fürstlichen, entdeckten, lief die frohe Kunde:

„Er ist da“

durch alle Reihen und wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Schauspieler und Zuschauer zugleich. Mit dem lautesten Beifallklatschen wurde im selben Nu die eintretende großherzogliche Familie und der fast unsichtbar gegenwärtige Held des Tages begrüßt, und dies rauschende Freudezeichen endlos wiederholt, als der aufgezogene Vorhang statt den erwarteten Hain Iphigeniens, einen festlich dekorierten Saal und im Vordergrunde rechts Goethes Büste, auf lorbeerumkränztem Postamente, überraschend erblicken ließ.

Einen Prolog hatte die allgemeine Stimme heute gewünscht, aber niemand geahnet, da er in tiefster Stille, nur Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog bewußt, vorbereitet worden war. Madame Seidel, geborene Meyer, sprach ihn, und aus jedem ihrer Akzente leuchtete hervor, wie rein und tief sie sich der Bedeutung des Momentes bewußt sei. Was vom Herzen kam, drang zum Herzen, und rauschender Beifall lohnte die Künstlerin, als sie die Worte:

„Wie schlang er oft des Lorbeers frische Kronen
Um ein geliebt erhabnes Fürstenhaupt;
Nun wird ihm selbst, aufs herrlichste zu lohnen,
Die edle Stirn mit ew'gem Schmuck umlaubt“

mit mühsam verhaltener Rührung sprach und mit den Versen schloß:

„So steigt auch uns ein neuer Tag hernieder,
Es grüßt die Kunst die heil'gen Bilder wieder,
Dem kühnsten Streben öffnen sich die Schranken,
Nur durch ihn selbst laßt uns ihm würdig danken!"

Und fürwahr, würdig haben die spielenden Künstler ihm gedankt, denn nie haben wir sein Meisterwerk Iphigenie trefflicher, harmonisch vollendeter aufführen sehen. Madame Jagemann als Iphigenie war ganz die heilig ernste Priesterin, die zartfühlende Schwester, das klar besonnene, mild edle Frauenwesen, das im furchtbaren Konflikt der Pflicht und Neigung nur der Stimme des reinen Innern folgt und jede klügelnde Berechnung des Erfolgs entschieden ablehnt, wenn es gilt, sich selbst getreu zu bleiben. Ihr schönes Organ und lang geübte Kunstfertigkeit kam ihr bei dem so äußerst schwierigen Vortrag der Exposition des Stückes und der Monologen trefflich zustatten, und wir zweifeln, ob das furchtbar schöne Lied der Parzen je mit zarterer Schattierung jedes Motivs gesprochen werden könne.

Herr Oels als Orest übertraf sich selbst an Gediegenheit, edler Einfachheit und hinreißender Kraft des Spiels; mit wohlberechneter Mäßigung sparte er die volle Macht seiner Darstellung auf die schwierige Szene (erster Auftritt im dritten Aufzug), wo die Furien zum letzten Male den unglücklich Fluchbeladenen erfassen. Sein ermattetes, trefflich abgestuftes Hinsinken war meisterhaft, und als er nun im dritten Auftritte desselben Aktes Iphigenien und Pylades noch mit dem träumerisch beklommenen Worten:

„Seid ihr auch schon herabgekommen?"

begrüßte, und dann, aus seinem Fieberwahnsinn allmählich erwachend, endlich mit befreiter Brust zu der geliebten Schwester sprach:

„Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!“

bebte, wie dort furchtbarer Schauer, so hier freudigstes Entzücken durch die Brust aller Zuhörer.

Den klug besonnenen, mild beratenden Pylades, im lichten Gegensatze zu dem sturmbewegten Orest, faßte und gab Herr Durand trefflich. In Herrn Lorzing sahen wir einen willkommenen Arcas, dem Spiele der Hauptrollen in verständiger Mäßigung sich anreihend. Und Herr Graff als Thoas schien uns noch einmal in die schönen Zeiten zurückzusetzen, wo er die Rollen eines Nathan, des Herzogs in Eugenie, Wallensteins und Shrewsbury, unter Goethes und Schillers eigener Anleitung so vortrefflich gab. Sein Spiel, durchaus gehalten und gemäßigt, vereinte den rauhen, ehernen Charakter des Szythenkönigs mit der Würde eines ursprünglich tüchtigen und durch Iphigeniens milde Nähe erweichten und veredelten Sinnes, und in der Abschiedsszene galt die wehmütig zarte Empfindung, die das Gemüt jedes Zuschauers erfüllte, ebensowohl dem verlassen Zurückbleibenden, als den glücklich zur teuren Heimat Wiederkehrenden.

Goethe hatte der Aufführung bis zum dritten Akte mit inniger Zufriedenheit und Freude beigewohnt und, nur ungern der Mahnung des freundlich sorgsamen Arztes folgend, sich alsdann zurückgezogen, um die schöne Schlußfeier des Tages, die seiner noch wartete, desto rüstiger genießen zu können. Gleich nach Beendigung des Schauspieles nämlich versammelte sich bei ihm ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen, um der feierlichen Nachtmusik beizuwohnen, die ihm jetzt von der großherzoglichen Hofkapelle vor seinem Hause gebracht wurde. Unser Hummel hatte sie in sinnreicher Verschmelzung des Triumphmarsches aus Titus, der Ouvertüre aus Glucks Iphigenie und sodann wieder der aus Titus mit einem eigens geschaffenen, meisterhaften Adagio, das in immer weiter sich entfernende

Waldhornechos ausklang, komponiert, und die Hofkapelle führte sie mit enthusiastischem Eifer aus. Hatte der Anfang Sieg und Triumph des heutigen Tages großartig verkündet, so schienen die sanften Töne des Adagio zu genußreicher Ruhe einzuladen und sich in liebliche Träume gelungener Taten und beglückender Erlebnisse zu verlieren, deren zarter Nachklang in dem Gedichte des Dr. Eckermann, welches dem gefeierten Sänger in demselben Momente, wo die Musik schwieg, überreicht wurde, durch die Schlußworte:

„So träume fort“

aufs anmutigste ausgedrückt ist.

Alle Häuser auf dem Frauenplatze, den Goethe bewohnt, waren aus freiem Antrieb illuminiert worden. Noch mehrere Häuser in der Stadt waren es, und insbesondere das des Kaufmanns Münderloh auf dem Markte, mit der flammenden Inschrift:

„Dem Fürsten der Dichter.“

Es hatte den ganzen Tag und noch während des Theaters geregnet. Schon verzweifelte man an der Ausführbarkeit aller obigen Veranstaltungen, als plötzlich mit dem Frieden in Orests Brust, mit dem Glück der Heimkehr zum geliebten Vaterlande in Iphigeniens Schwesterseele, der heiterste Himmel wiederkehrte und, so wie alle übrigen Feierlichkeiten des reichen Tages, so auch die Schlußszene desselben aufs herrlichste gelingen ließ.

Die großherzogliche Hofkapelle und zahlreiche Freunde und Fremde, die sich noch spät einfanden, wurden in dem Hause des Gefeierten von der liebenswürdigen Sorgfalt der Frauen aufs stattlichste bewirtet, und wohl noch eine Stunde weilte der geliebte Jubelmeister unter seinen glücklichen Gästen.

Auch in Leipzig wurde das Jubiläum in würdiger Weise gefeiert, und zwar in der literarischen Gesellschaft, die sich „Lyra" nannte, am 9. November. Goethe dankte dafür in ausführlichen Schreiben vom 24. Dezember an J. H. Küstner und W. E. Gerhard, deren ersteres folgendermaßen begann:

Hochwohlgeborner, Insonders hochzuehrender Herr.

Es ist noch dieselbige Stadt Leipzig, in die ich, gerade nunmehr sind es sechzig Jahre, mit der Welt völlig unbekannt, voll Zutraun und Hoffnung eintrat; dieselbigen Straßen sind es noch, in denen ich auf- und abwandelte, dieselben Häuser, wo ich aus- und einging, und vielleicht dieselben Zimmer, die mich als junges wunderliches Wesen so freundlich aufnahmen; sie sind es noch, wo nunmehr, nach einem solchen Zeitraum von neu erworbenen Freunden eine ehrenhafte Feier meiner Ansiedlung in der Nachbarschaft, als bedeutend für die Gegend und für mein Vaterland folgereich, in diesen letzten Tagen veranstaltet worden. Je mehr ich die Vergangenheit überschaue, wie sie sich zur Gegenwart herangebildet hat, desto mehr habe ich mich zu fassen und das Glück anzuerkennen, das meinem unablässigen Streben geworden ist.

Außer den genannten gab es noch ein drittes Jubiläum dieses Jahr in Weimar, die goldene Hochzeit des großherzoglichen Paares am 3. Oktober. Aber bei den etwas sonderbaren und peinlichen Eheverhältnissen Karl Augusts mußte man wohl von einer offiziellen Volksfeier absehen. Goethe überreichte der allverehrten Großherzogin im Namen der Minister eine von Bovy in Genf angefertigte Medaille (s. d.), aber nicht am Jubiläumstage, sondern am 14. Oktober, dem Tage, an dem Luise vor neunzehn Jahren Weimar gerettet hatte, und zwar mit folgendem Schreiben:

Ew. Königl. Hoheit

betrachten, mit gewohnter huldvoller Nachsicht, Beikommendes als ein Zeugniß, daß wir jener Schuld, die nicht abzutragen ist, wenigstens tief im Herzen treulich gedenken. Verzeihen Höchstdieselben einer von dem Unternehmen unzertrennlichen Kühnheit und erhalten allen Ihren Getreuen Milde, Gunst und Gnade.

Der ich mich vorzüglich zu empfehlen wage

Weimar, den 14. Oktober 1825.

J. W. v. Goethe.

Noch ein anderes für Weimar bedeutendes Ereignis, freilich sehr unerfreulicher Art, fällt in dieses Jahr. Welche Bedeutung es für Goethe hatte, ersehen wir an dem Briefe Goethes an den Kanzler von Müller.

Ew. Hochwohlgeboren

sowie meine übrigen geneigten Freunde nehmen geneigt auf, wenn ich mich noch einige Tage ganz in der Stille halte; denn nur die absolute Einsamkeit macht mir möglich, die physischen und moralischen Folgen jenes schrecklich-traurigen Ereignisses zu übertragen. Schriftliche Mittheilungen jeder Art werden mir sehr angenehm seyn.

Es war dies der Brand des Theaters in der Nacht vom 21. zum 22. März. Eine Schilderung des Ereignisses finden unsere Leser in dem unten besprochenen Buche von Egloffstein von einer Augenzeugin, der Gräfin Henriette von Beaulieu-Marconnay an ihre Tochter Karoline:

Am 22. März 1823.

. . . Wenn die Not am größten ist, dann zeigt sich uns Gottes Hilfe am nächsten. Dies haben wir schon so oft, besonders aber heute noch erfahren, weil in der

Nacht Feuer im guten alten Theater auskam, gerade in der Zeit, wo alle Menschen im tiefsten ersten Schlaf lagen. Denke dir nur, daß die gute Tante eine der ersten war, die Lärm machte, weil sie den armen, lahmen Theatermann schreien und heulen hörte. Von ihr geweckt, sprang ich auf und ans Fenster, wo ich in der sternenhellen, stillen Nacht den Umriß des Theaterdaches, aber über demselben eine schwere, dicke Wolkenmasse erblickte, die mich gleich von der Größe der Gefahr überzeugte. Ich lief darauf nach der Garderobe, um unsere Mäntel zu holen, da wurde in demselben Moment der Himmel wie in Flammen getaucht, die alten Schindeldächer mit Feuer überströmt, und in die vorderen Zimmer zurückstürzend, sehe ich schon das ganze Theater in Flammen prasselnd, wie im Titus, aus allen Fenstern Feuerströme wallend in die Lüfte ziehen. Haushoch über das Palais hinaus schlug die Flamme und bildete eine perpendikuläre Feuersäule, die, Gott sei ewig gepriesen, kein Hauch, kein Lüftchen bewegte. Denke dir aber bei diesem entsetzlichen Anblick den Schmerz, noch keine Seele auf der Straße zu sehen! Allein, Menschen waren fern, weil Gott seinen Engeln die Rettung unsers lieben Weimar aufgetragen hatte. Denn so wie das Feuer war, hätte die ganze Stadt untergehen können, wenn ein leiser Wind sich erhob. Aber es blieb still, wie in einer sanften Frühlingsnacht, und nach eineinhalb Stunden konnte man mit dem schmerzlichen Ausruf auf unser liebes Theater sagen: il a existé. — Das treue, bescheidene Haus war verschwunden, nichts zu retten gewesen, was es enthielt . . . Den Abend zuvor war der Jude, La Roche zu Ehren, aufgeführt und dieser als Wiedergenesener mit ungeheuerm Jubel begrüßt worden. Wir hatten uns heiter und zufrieden getrennt um $^1/_2$ 11 Uhr, und um $^1/_2$ 4 Uhr war schon das Theater ein glühender Schutthaufen. Eine Zirkulationsröhre, die man neuer-

lich angebracht, um mehr Wärme zu verbreiten, war die Ursache des gänzlichen Untergangs dieses bescheidenen Wohnsitzes unserer kleinen Freuden.

Das Gebäude hatte 26 Jahre zu Theateraufführungen gedient. Ursprünglich war es (1780) ein Redoutenhaus, an das sich die Bühne mit ihren Nebenräumen anschloß. Im Jahre 1798 wurde nach dem Plane Thourets aus Stuttgart ein Umbau vorgenommen, indem in den bisherigen breiten Tanz- und Redoutensaal ein im Halbkreis geschlossener, mit zwei Rängen versehener Zuschauerraum eingebaut wurde. Nach dem Umbau wurde das Haus am 12. Oktober 1798 mit Schillers Prolog und Wallensteins Lager wieder eröffnet. Goethe hatte sich schon viele Jahre vor dem Brande mit der Frage eines Neubaues beschäftigt und mit Oberbaudirektor Coudray einen Bau entworfen, der auch vom Großherzog genehmigt wurde, so daß nun sofort mit dem Neubau begonnen werden konnte. Doch kam zuletzt infolge der Intriguen der Frau von Heygendorf nicht der Entwurf Goethes, sondern der des Baumeisters Steiner zur Ausführung. Goethe tröstete sich mit den Worten: „Mir kann es gerade recht sein ... Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so, wie ich es mir gewünscht und mir gedacht hatte.“ Das Theater wurde, wie oben berichtet, am 3. September 1825 mit Goethes Iphigenie eröffnet und am 17. Februar 1907 mit derselben wieder geschlossen.

Wenn Goethe auch durch die Jubiläen und die anderen Ereignisse, die ihn in diesem Jahre an einer Sommerreise verhinderten und durch die weitläufige Korrespondenz um die Beschaffung der Privilegien von den deutschen Bundesstaaten für die Ausgabe letzter Hand in Anspruch genommen wurde, sind doch ein ganze Reihe von seinen Werken in dieser Zeit gefördert worden. Wir hören in den Briefen und Tagebüchern von der Arbeit an Dichtung

und Wahrheit, den Annalen, Wanderjahren, Faust II, Zweitem Aufenthalt in Rom, den Zahmen Xenien und den Neugriechischen Liedern. Zwar mit seinem Dankgedicht für die Huldigungen:

Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund;
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund

hat er seinen Ruhm nicht erhöht, sondern sogar den Spott herausgefordert, aber das Gedicht zur Feier in der Loge am 3. September:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige usw. wirkt heute noch herrlich wie am ersten Tage. In dasselbe Jahr fallen noch das Gedicht „Brasilianisch“ und „die zwei griechischen Rätsel“ (Schlaf und Brief). Zu seinem Geburtstage sandte ihm Marianne von Willemer einen Blumenkranz mit einem Gedicht „Zarter Blumen reich Gewinde“, das zusammen mit Goethes Antwort unter Goethes Gedichten steht. Nur die dritte Strophe hat Goethe — sicher war das keine Verbesserung — geändert. Sie lautete ursprünglich:

Worte aus des Herzens Fülle
Sind wie Duft aus Blumenhülle;
Blumen müssen oft bezeugen,
Was die Lippen still verschweigen.

Eine merkwürdige Beziehung besteht zwischen der Entstehung des 4. Bandes von Dichtung und Wahrheit und dem zweiten Teil des Faust. Im Jahre 1816 beschloß Goethe, den Schlußband seiner Lebensbeschreibung zu schreiben, was er bisher unterlassen hatte, um nicht noch lebende Personen durch die Offenheit seiner Darstellung oder vielleicht auch schon durch die Erwähnung selbst zu verletzen. Er hatte damals den Gedanken, Faust

durch einen 2. Teil abzuschließen, ganz aufgegeben. So wollte er wenigstens in einer Skizze den Lesern von Dichtung und Wahrheit im 18. Buche darstellen, wie sich der 26jährige zugleich die Fortsetzung seines Faust gedacht hatte. Diese Skizze wurde nicht aufgenommen, weil Goethe, wie Eckermann (am 10. August 1824) erzählt, auf dessen Betreiben sich entschloß, die Dichtung Faust weiter fortzuführen. Vom 25. Februar 1825 finden wir fast täglich „Arbeit an Faust" angegeben, und zwar an dem Helenadrama. Von Anfang April bis 12. März 1826 ruht dann die Arbeit wieder.



Prometheus.

Die Ode.

Prometheus (in seiner Werkstatt).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!



Prometheus, das Fragment.

Erster Akt.

Prometheus. Merkur.

Prometheus.

Ich will nicht, sag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen eins,
Mich dünkt, es hebt sich!

Merkur.

Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter!

Prometheus.

Was Vater! Mutter!
Weißt du, woher du kommst?
Ich stand, als ich zum erstenmal bemerkte,
Die Füße stehn,
Und reichte, da ich
Diese Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte,
Die du nennst Vater und Mutter.

Merkur.

Und reichend dir
Der Kindheit note Hilfe.

Prometheus.

Und dafür hatten sie Gehorsam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Merkur.

Und schützten dich!

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren,
Die sie fürchteten.
Haben sie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidschten?
Diesen Busen gestählt,
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und eurer?

Merkur.

Elender! Deinen Göttern das?
Den Unendlichen.

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich! — Allmächtig! —
Was könnt ihr?
Könnt ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Faust?
Vermögt ihr mich zu scheiden
Von mir selbst?
Vermögt ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Merkur.

Das Schicksal!

Prometheus.

Anerkennst du seine Macht?
Ich auch! —
Und geh, ich diene nicht Vasallen!

(Merkur ab.)

Prometheus

(zu seinen Statuen sich kehrend, die durch den ganzen Hain zerstreut stehen).

Unersetzlicher Augenblick!
Aus euerer Gesellschaft
Gerissen von dem Toren.
Meine Kinder!
Was es auch ist, das meinen Busen regt —

(Sich einem Mädchen nahend.)

Der Busen sollte mir entgegenwallen!
Das Auge spricht schon jetzt!
Sprich, rede, liebe Lippe, mir!
O, könnt' ich euch das Fühlen geben,
Was ihr seid!

Sein Bruder kommt.

Epimetheus.

Merkur beklagte sich bitter.

Prometheus.

Hättest du kein Ohr für seine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles was recht ist,
Der Götter Vorschlag
War diesmal billig.
Sie wollen dir Olympus' Spitze räumen,
Dort sollst du wohnen.
Sollst der Erde herrschen.

Prometheus.

Ihr Burggraf sein
Und ihren Himmel schützen? —
Mein Vorschlag ist viel billiger:
Sie wollen mit mir teilen, und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu teilen habe.

Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen.
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden.

Epimetheus.

Wie vieles ist denn dein?

Prometheus.

Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben diese Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß sie mich begaffen?

Epimetheus.

Du stehst allein!
Dein Eigensinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel, all
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's, wie du kannst, und laß mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Meinen Geist so tausendfach
Geteilt und ganz in meinen teuren Kindern.

Minerva kommt.



Die Denkmünzen aus dem Jubiläumsjahr 1825.

Sammlung Kippenberg, Leipzig.
(Näheres s. unter „Bilderverzeichnis“ und „Vor hundert Jahren“.)

Prometheus.

Du wagst es, meine Göttin?
Wagest zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele spräche zu sich selbst,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst.
Das waren deine Worte.
So war ich selbst nicht selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
Sprach ich selbst.
Und so mit dir und mir
So ein, so innig
Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der süße Dämmerschein
Der weggeschiednen Sonne
Dort heraufschwimmt
Vom finstern Kaukasus
Und meine Seel' umgibt mit Wonneruh,

Abwesend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte sich entwickelt
Mit jedem Atemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den obersten der Götter mehr!
Für sie? bin ich für sie?

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonst! — Hast du mich nicht oft gesehn
In selbst erwählter Knechtschaft
Die Bürden tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte,
Sie sähen das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sei uranfängliche,
Uneigennützige Weisheit?

Minerva.

Du dientest, um der Freiheit wert zu sein.

Prometheus.

Und möcht' um vieles nicht
Mit dem Donnervogel tauschen

Und meines Herren Blitze stolz
In Sklavenklauen packen.
Was sind sie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß ist ungerecht!
Den Göttern fiel zum Lose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben sie das all
Doch nicht allein!
Ich daure so, wie sie.
Wir alle sind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf
Und seh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildnissen herumführend.)

Sieh diese Stirn an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

(Bleibt bei einer weiblichen Bildsäule stehen.)

Und du, Pandora!
Heiliges Gefäß der Gaben alle,
Die ergötzlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was je des Schattens Kühle
Mir Labsal ergossen,

Der Sonnen Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geschmeckt —
Das all, all! — — Meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten,
Ihnen allen das Leben zu erteilen,
Wenn du seinem Antrag
Gehör gäbst.

Prometheus.

Das war das einzige, was mich bedenken machte.
Allein ich sollte Knecht sein und wir
All erkennen droben die Macht des Donnrers?
Nein! Sie mögen hier gebunden sein
Von ihrer Leblosigkeit, Sie sind doch frei,
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verschließt:
Sie sollen leben, und durch dich!

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei sich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank sein!

Zweiter Akt.

Auf Olympus.

Jupiter. Merkur.

Merkur.

Greuel! Vater Jupiter — Hochverrat!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und seinen lettnen Hof,
Seine Welt von Ton
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen sie sich all
Und weben, jauchzen um ihn her,
Wie wir um dich.
O, deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!
Über alles, was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vatersleitung folgen;
Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Merkur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Missetat vergibst Verbrechern,
Sei Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!

O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen, erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben!

Merkur.

So weis' als gütig!

Tal am Fuße des Olympus.

Prometheus.

Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten, wie ich!

(Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Tal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen beschäftigen sich Blumen zu brechen und Kränzchen zu flechten.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann.

Sieh hier die Bäume,
Wie du sie verlangtest.

Prometheus.

Wie brachtest du
Sie von dem Boden?

Mann.

Mit diesem scharfen Steine hab' ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen.

Prometheus.

Erst ab die Äste! —
Dann rammle diesen
Schief in den Boden hier
Und diesen hier, so gegenüber;
Und oben verbinde sie! —
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Äste herab von oben
Bis zur Erde,
Verbunden und verschlungen die,
Und Rasen ringsumher,
Die Äste drüber mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann.

Dank, teurer Vater, tausend Dank!
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du hast sie dir gebaut, und sie ist dein.
Du kannst sie teilen,
Mit wem du willt.
Wer wohnen will, der bau' sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei andere Männer.

Erster.

Du sollst kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie sind mir, mein!

Zweiter.

Woher?

Erster.

Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Und mit saurem Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht bewacht,
Sie eingeschlossen hier
Mit Stein und Ästen.

Zweiter.

Nun gib mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt,
Am Feuer sie gezeitigt
Und gegessen mit meinen Brüdern.
Brauchst du heut mehr als eine?
Wir fangen morgen wieder.

Erster.

Bleib' mir von meinen Schafen!

Zweiter.

Doch!

(Erster will ihn abhalten, Zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, der nimmt eine Ziege und fort.)

Erster.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt).

Was gibt's?

Mann.

Er raubt mir meine Ziegen! —
Blut rieselt sich von meinem Haupt —
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So! — teurer Vater!
Schon ist es gestillet.

Prometheus.

Geh, wasch dein Angesicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Ist seine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand sein wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seid arbeitsam und faul,
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Tieren und den Göttern.

Pandora kommt.

Prometheus.

Was hast du, meine Tochter,
Wie so bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was ist ihr?

Pandora.

Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn,
Wo wir so oft die Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme,
Seh' ich sie, im Tal auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und, ach, sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt entsank,
Er küßte sie tausendmal
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.
Mir ward bang, ich sprang hinzu und schrie,
Mein Schrei eröffnet ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf,
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund, und tausend Tränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt sie, teurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat solch ein neues unbekanntes Gefühl
Durch meine Adern durchgegossen,

Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ —
Und Wald und Feld.
Zu dir, mein Vater! Sag',
Was ist das alles, was sie erschüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was ist das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.

Pandora.

Tausendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandora, dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen deiner Gespielen
Genossest du die reinste Seligkeit.

Pandora.

Unaussprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel
Bewegte, regte sich, ich ganz in Melodie verschwamm.

Prometheus.

Und alles löst sich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz.
Du hast gefühlt der Sonne Glut,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Hast über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert,
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse tratst,
Eh' ich dich heilte.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und fühlst an deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viel sind,
Noch der Schmerzen, die du nicht kennst.

Pandora.

Wohl, wohl! — Dies Herze sehnt sich oft
Ach nirgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, meine Beste. — Das ist der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will und seine Glut vermehrt,

Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst, und alles um dich her
Versinkt in Nacht und du, in inner eigenem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.

Pandora (ihn umhalsend).

O, Vater, laß uns sterben!

Prometheus.

Noch nicht!

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
Im stürmenden Genuß sich aufgelöst
Dann sich erquickt in Wonne schlafft, —
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

(Ende des zweiten Aktes.)



Der befreite Prometheus.

Fragment.

[Chor der Nereiden.]

Auf mächtigen Pfeilern,
unten von Wogen des Meeres umflossen,
ruhen kühne Gewölbe.
Da dringen die Strahlen der Sonne
treffend herein und spielen mit
immer lebendigen Schatten.

Tief innen wohnet heiliger Dämmer.
Dort erwartet, von allen
Schätzen des Meeres umgeben,
Thetis den Gatten.

Ades, der Erderschütterer,
Und Poseidon bauten sie auf
mit Kräften der Götter.
Berge stürzten zusammen, und
andere stiegen aufgerichtet
Empor, ewige Zeichen
Ihrer Herrschaft.

[Prometheus.]

Auch meiner Seele nimmt hinweg dein Licht den Gram
des tiefen langen Sinnens über meinen Schmerz,
den unverdienten.

[Hermes.]

Höret an, die ihr tief in der Nacht
in den Höhlen geworfene Brut,
auf den Thronen euch setzend, dahin.

Die dramatische Gestalt des Prometheus [1]), wie sie Dichter und Denker aller Kulturvölker beschäftigt hat, ist eine Schöpfung des Äschylus; er hat das Schicksal des edeln Dulders in einer Trilogie dargestellt, die aus dem Feuerbringer Prometheus, dem gefesselten und dem befreiten Prometheus besteht. In der ältesten Sage, die uns Hesiod überliefert hat, ist Prometheus ein Frevler, der Zeus beim Opfer betrügt und das von Zeus den Menschen

[1]) Das Folgende (bis S. 89) ist entnommen aus dem Werke des Herausgebers des Goethekalenders: Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig).

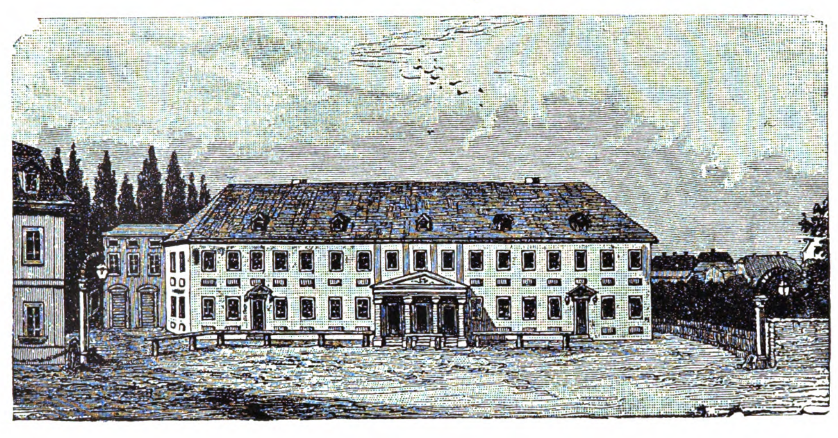
genommene Feuer ihnen wiederbringt. Bei Äschylus wird er der Erretter des Menschengeschlechts, das Zeus verderben will, und sein Wohltäter, der ihm die Gabe des Feuers überhaupt erst zuteil werden läßt. In der Sage sowohl, wie im Drama des Äschylus wird Prometheus grausam bestraft, aber in der Auffassung seiner Tat spiegelt sich der Fortschritt der Kultur von Hesiods bis zu Äschylus Zeiten wider.

Was dem alten epischen Sänger als gottloses Verbrechen erschien, weshalb er auch von einer Befreiung des Prometheus nichts weiß, war für Äschylus die größte und herrlichste Tat. Aus dem Verbrecher wird Prometheus der Sohn der Themis, der Gerechtigkeit, und der Wohltäter der Menschen. Er brachte ihnen nicht nur das Feuer, das er aus dem Vulkan auf Lemnos holte, er gab ihnen auch die Möglichkeit, sich aus einem tierähnlichen Zustand zu wahren Menschen zu erheben. Er lehrte sie der Sterne Aufgang und Niedergang, die Zahlen, die Schrift, die Erinnerung, „die sagenkundige Amme aller Musenkunst", den Ackerbau, die Wagenfahrt und die Schiffahrt, die Mantik und den Bergbau; kurz alle Kunst kam den Menschen von Prometheus. Er nahm ihnen die Kenntnis des Zeitpunktes ihres Todes und gab ihnen dafür die Hoffnung. Daß er dieser Wohltäter der Menschen nur werden kann, indem er freiwillig eine furchtbare Strafe und entsetzliche Qualen auf sich nimmt, das macht den Äschyleischen Prometheus zur tragischen Gestalt. Mit der Welt der Götter, wie die alte Sage und Homer sie darstellen, waren tiefer denkende Griechen nicht einverstanden. Gerade wie Xenophanes der Unmoral der Homerischen Götter gegenüber seine schöne Lehre von dem einen, erhabenen, ewig gleichen Gotte in einem Gedicht niederlegte und schon der Erkenntnis Ausdruck gab, für die Goethe das Wort geprägt hat: „Wie einer ist, so ist sein Gott", so hat Äschylus in seiner Trilogie Zeus sich entwickeln

lassen von dem Vertreter der rohen Naturgewalt zu dem allweisen und allgerechten Vater der Menschen. Zeus stürzt das rohe und schuldbeladene Göttergeschlecht der Titanen, und Prometheus, der die Entwicklung voraussah, hat Zeus in diesem Kampfe unterstützt. Aber als Zeus auch das Menschengeschlecht vernichten und dafür ein anderes schaffen wollte, widersetzte er sich ihm und ward so ein trotziger Empörer. Er allein weiß, daß Zeus ihm einst zum Frieden die Hand reichen wird.

So wird nun Prometheus auf Befehl des Zeus von den beiden Riesengestalten Kraft und Gewalt bis an das Ende der Welt geschleppt und von Hephaistos an einen Felsen nicht weit vom Kaukasus geschmiedet. Okeanos, ergriffen von den Leiden des Gequälten, will sich für ihn bei Zeus verwenden, aber Prometheus weist das zurück, weil kein anderer um seinetwillen leiden soll. Mitten in seinen Qualen hat er noch rührende Worte des Mitleids mit anderen Leidenden. Der Io, einem ähnlichen Opfer der Willkür des Zeus, verrät er ein Geheimnis, das nur ihm bekannt ist: Wenn Zeus mit einer Göttin, deren Namen Prometheus verschweigt, einen Sohn zeuge, werde dieser den höchsten Gott vom Throne stürzen. Vergebens verlangt Zeus durch Hermes den Namen der Göttin zu erfahren, Spott und Hohn ist die Antwort. Keine Qual kann ihm das Geheimnis entlocken; lieber will er ewig angeschmiedet bleiben, als sich Zeus unterordnen und solch ein Knecht werden wie Hermes. Auch die Drohung mit den furchtbaren Qualen, die ihm bevorstehen, macht keinen Eindruck auf ihn. So wird er denn mit dem Felsen in den Tartarus gestürzt.

Schon wird es zur Tat, was gedroht uns ward!
Es erbebet die Erd',
Und der Donner, er brüllt dumpf hallend empor,
Und es zuckt und es zischt der geschlängelte Blitz



Theater von Weimar, 1825 abgebrannt.

Aus „Heinemann, Goethe“
Mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar veröffentlicht.

Sein Flammengeschoß; aufwirbeln den Staub
Windstöße, daher, wie im Taumel gejagt,
Rast allseits Sturm; ineinander gestürzt.
Mit des Aufruhrs Wut, mit Orkanes Geheul
Ineinandergepeitscht stürzt Himmel und Meer!
Und solch ein Gericht,
Mich umtost, mich umschlingt es von Zeus mir gesandt,
Und erfüllt mich mit Graun!
O Mutter, Du heilige Nacht! Der Du trägst,
O Äther, der Welt allsegnendes Licht,
Seht, welch Unrecht ich erdulde! (Droysen.)

Der Inhalt des bis auf wenige Fragmente verlorengegangenen Dramas: Der befreite Prometheus, war wahrscheinlich folgender:

Noch größere Qualen hat Prometheus in der Unterwelt erleiden müssen. Alle drei Tage erscheint ein Adler, der die Leber des Gefesselten frißt, worauf sie wieder nachwächst. Nach vielen tausend Jahren steigt der Fels mit dem gefesselten Prometheus aus der Tiefe empor an das Tageslicht. Er ist derselbe geblieben, sein Trotz ist nicht gebrochen, nur daß Todessehnsucht ihn ergreift, die doch dem Unsterblichen nicht erfüllt werden kann. Die Titanen erscheinen vor ihm, dem einzigen von ihnen, der noch duldet. Denn sie haben sich Zeus unterworfen und sich mit ihm ausgesöhnt. Und nicht nur das; die Mutter des Prometheus, Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, hat sich mit Zeus vermählt, und dem Ehebunde sind drei Töchter entsprossen: Gesetzlichkeit, Recht und Friede. Das sind höhere Gaben, als einst Prometheus den Menschen gebracht hat. Die Willkürherrschaft hat ein Ende, Zeus der Tyrann ist der allgütige und allweise Vater der Menschen geworden. Es entspricht seinem Wesen, daß er den ersten Schritt zur Versöhnung tut. Er läßt es zu, daß sein Sohn Herakles den Adler erschießt, während der Zentaur

Chiron, der an einer unheilbaren Wunde leidet, für Prometheus in die Unterwelt geht. Jetzt vergibt sich auch Prometheus nichts, wenn er das Geheimnis verrät: Thetis ist die Göttin, mit der Zeus sich hüten muß, eine Verbindung einzugehen. Nun wird Prometheus von den Fesseln gelöst. Er erhält einen eigenen Kultus im Gau Kolonos in Attika.

Eine andere Sage, die zuerst von der Dichterin Erinna berichtet wird, sieht in Prometheus nicht nur den Menschenfreund, sondern auch den Schöpfer des Menschengeschlechts. So erscheint er bei Horaz, Properz und Ovid. Mit der Gestalt des Prometheus aufs engste verbunden ist die Sage von Epimetheus und Pandora. Epimetheus verdankt sein Dasein in der Sage allein einem etymologischen Spiel. Dem „Vorherüberlegenden", wie der Name Prometheus gedeutet wurde, gab man einen „hinterherüberlegenden" Bruder, der das trügerische Geschenk Pandora, das Weib, trotz der Warnung des Prometheus von Zeus annahm. Hesiod läßt gerade wie der jüdische Mythos durch das Weib das Verderben auf die Welt kommen. Dem letzteren war die Sünde der Menschen Verderben, der griechische Bauer und Dichter verstand darunter Trägheit, Verschwendung und Lügenhaftigkeit. Zeus, erzürnt über den Raub des Feuers durch Prometheus, beschließt, den Menschen, die damals nur aus Männern bestanden, zur Strafe ein Unheil zu senden, „dran sich im Herzen jeder erfreut und liebend umarmt sein eigenes Elend". Lachend befiehlt er Hephästos, aus Erde und Wasser das Weib zu schaffen. Die Götter schmückten es mit Anmut und Liebreiz, aber Hermes legt dem Weibe ins Herz listigen Sinn, „Lügenhaftigkeit und unruhvolle Begierde"; er nennt es Pandora, „weil alle Götter ihr Gaben verehrt haben, zum Leid für die Menschen". Und gleich nachdem Epimetheus Pandora in sein Haus aufgenommen hat, beginnt das Unglück. Zeus hatte ihr ein Faß mitgegeben, in dem

alle Leiden verschlossen waren. Bis dahin lebten die Menschen ohne Leiden, ohne Arbeit und Mühe, ohne Krankheit, Hader und Kampf von den Früchten der Erde. Aber Pandora konnte ihre Neugier nicht bezwingen, öffnete das Faß, und nun flogen die Leiden heraus und verbreiteten sich unter die Menschen. Nur die Hoffnung blieb, als Pandora erschreckt den Deckel schloß, am Rande des Gefäßes hängen. Die Auffassung der Hoffnung als Übel berührt sich mit dem Goethischen Wort im Faust von der Hoffnung als einem der größten Menschenfeinde. Sie bleibt in dem Faß verschlossen, wird also den Menschen nicht zuteil. Im Widerspruch mit dieser Auffassung bringt der Äschyleische Prometheus den Menschen die Hoffnung als neue, segenspendende Göttin.

Nach einer anderen Sage ist Pandora nicht die von allen Beschenkte, sondern die Allgeberin: die Erde, die Gattin des Prometheus und die Mutter der Menschen. Mit der Sendung der die Leiden bringenden Pandora ist dann dasselbe gemeint, was der jüdische Mythos mit der Vertreibung der Menschen aus dem Paradies sagen will. Die Kindheit des Menschengeschlechtes faßt die Arbeit als ein Leid, einen Fluch auf. Es bedurfte einer vieltausendjährigen Entwicklung der Kultur, bis die Menschen zu der Erkenntnis des Segens der Arbeit kamen. Auch den antiken Völkern fehlte diese Erkenntnis. Sie begann erst mit der Abschaffung der Sklaverei. Diese allmähliche Entwicklung spiegelt sich wider in der Gestaltung der Pandora in den Dichtungen von der Zeit Hesiods bis auf Goethe.

Der erste Dichter, der nachweislich die Gestalt des Prometheus nach Äschylus zum Helden einer Tragödie gemacht hat, war der Römer Accius, von dessen Tragödie sich ein Fragment erhalten hat. Nach Ribbecks Vermutung hat er den Inhalt des Äschyleischen „gefesselten" und befreiten Prometheus in ein Drama zusammengezogen.

Es würde zu weit von unserem Thema, das sich auf die dramatische Gestaltung des Prometheus in der Weltliteratur beschränkt, entfernen, wollten wir der Frage nähertreten, welche Bedeutung Prometheus für das Mittelalter gehabt hat. Diese Frage ist auch schon beantwortet worden und zwar in geistvoller Weise, wenn auch ohne Quellenangabe, von Paul de Saint-Victor in seinem Buche „Les Deux Masques". „Das Christentum sah in Prometheus einen Vorläufer Christi. Für die Kirchenväter hatte Prometheus, indem er einen fernen Erlöser anrief, den gekreuzigten Jesus geschaut und von dessen Schandpfahl einen anderen über die Jahrhunderte hinweg gegrüßt. Verus Prometheus Deus omnipotens, blasphemiis lancinatus, rief Tertullian aus, indem er Christus den Heiden zeigte. Man sah auch das Ebenbild des Jehovah der Genesis, der Adam aus dem Erdenkloß formt, in Prometheus, der aus Ton Menschen bildete. Außer der Ähnlichkeit der Marter, die gleichermaßen für die Menschheit erduldet wurde, träumte die christliche Phantasie von einer geheimnisvollen Übereinstimmung zwischen den Leiden des Titanen und der Passion Christi."

Der große spanische Dichter Calderon hat zuerst unter den Neueren den Prometheusstoff dramatisch behandelt. Eines seiner 17 mythologischen Dramen mit Gesängen, die er auf Wunsch König Philipps IV. dichtete, führte den Titel: Estatua de Prometeo (1679). Von Äschylus hat Calderon wohl nichts gewußt. Seine Quellen sind die italienischen Mythologien, insbesondere Boccaccios Werk „De genealogiis deorum gentilium" (1373). Hier fand er auch, was schon Sappho berichtet haben soll, daß Prometheus das Feuer sich vom Himmel geholt habe, indem er eine Fackel von der Sonne entwendete, und die Auffassung des Prometheus als eines Vertreters des idealen Strebens der Menschheit. Diese beiden Züge hat nun Calderon sehr schön zu einem Grundgedanken seines

Dramas verbunden. Nicht nur das für die Menschen nützliche Feuer hat Prometheus gebracht, es ist „des Lichtes Himmelsfackel“, das Licht, das seinen Statuen Leben einhaucht, der Geist und die Kraft der Erkenntnis. Prometheus ist ein edler, hohen Idealen nachstrebender Mensch, zugleich Astronom und Künstler. Seine Göttin ist Minerva, von ihr hat er eine herrliche Statue geschaffen. Sein Bruder Epimetheus soll der Vertreter des praktischen und materiellen Menschen sein. Seine Göttin ist Pallas, die der Dichter sonderbarerweise als Schwester der Minerva und als ihre Feindin darstellt. Sie verlangt von Epimetheus die Zertrümmerung der Statue, woran er durch seinen Bruder verhindert wird. Minerva aber führt Prometheus in den Himmel, wo er mit ihrer Hilfe der Sonne eine Fackel entwendet. Er begründet seine Tat mit den Worten: „Wer herab den Menschen Licht bringt, ist, der Wissen bringt den Menschen.“ Diese Fackel legt er der Statue in die Arme. Da erhält sie plötzlich Leben, Stimme und Bewegung,

Wer durch Wissen Sieg erlangt,
Ja, wer Weisheit gibt, dem Tone
Leben, Licht der Seele schafft er. (Koteck.)

Sie wird Pandora genannt, was, wie der Dichter meint, „Vorsehung der Zeit“ bedeute, und wird von allen Bewohnern des Kaukasus verehrt. Aber die Rachsucht der Pallas ruht nicht. Sie verrät Apollo den Raub des Feuers und sendet die Zwietracht, die Unheil und Feindschaft unter den Brüdern und dem Volke anstiftet, so daß es zwischen den Parteien zu Kampf und Blutvergießen kommt. Der leidenschaftliche Epimetheus will Pandora gewinnen, aber sie wendet sich von ihm, denn sie liebt den weisen und edeln Prometheus. Dieser liebt sie ebenfalls als das Abbild seiner weisen Göttin, aber er flieht sie,

weil ein ihm unerklärlicher Schauder ihn von dem lebend gewordenen Bilde fernhält. Pallas sendet nochmals die Zwietracht mit einem angeblichen Befehl des Zeus: Prometheus soll in den Kerker geworfen, zur Strafe für den Raub des Feuers, und Pandora soll verbrannt werden. Ein tiefes Mitleid ergreift Prometheus mit seinem Geschöpf, und aus diesem Mitleid erhebt sich die lange verborgen gebliebene Liebe, und der Schauder verschwindet. Unterdes hat Minerva die Gnade des Zeus angerufen. Apollo erscheint selbst, um die Begnadigung zu verkünden, und Pandora wird die Gattin des geliebten Prometheus. Die Allegorie ist durchsichtig. Zu dem schönen Gedanken von dem Feuer als der Kraft des Geistes kommt noch ein anderer: der rätselhafte Schauder, den Prometheus vor dem Abbild der Weisheit empfindet, ist der Zweifel, von Wolfram „herzen nâchgebûr“ genannt, der auch den edelsten Menschen ergreift, und durch den er sich hindurchringen muß, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Für Calderon ist, wie natürlich, die Wahrheit der christliche Glaube.

Während Calderon Prometheus den Feuerbringer sich zum Helden auserwählte, hat die neuere Zeit zuerst den Schöpfer der Menschen zu neuem dramatischem Leben erweckt. In dem Goethischen, nach ihm genannten Fragment fand er die würdigste Gestaltung, doch bis es dazu kam, mußte Prometheus eine tiefgehende Wandlung in der modernen Ästhetik durchmachen. Der antike Schöpfer der Menschen wird zum Symbol der Künstler und Dichter. Wie das geschehen ist, das hat erst vor einigen Jahren O. Walzel in geistreicher und tiefeindringender Weise gezeigt. Worin eigentlich das wahre Wesen des Dichters bestehe, mit dieser Frage beschäftigt sich die Ästhetik des 18. Jahrhunderts besonders eingehend. Die Theorie des Aristoteles, die in der Dichtung eine Nachahmung der Natur zu sehen schien, genügte ihr nicht, es blieb immer

ein unerklärtes Etwas, mit dessen Ergründung sich besonders die englischen Philosophen beschäftigten. Bildung, Gelehrsamkeit, Phantasie, Empfindung, alles das reichte zur Erklärung nicht aus. Shaftesbury fand 1710 das erlösende Wort: „Der echte Dichter ist ein anderer Schöpfer, ein wahrer Prometheus unter Jupiter"; er ahmt nicht nach, sondern wie Prometheus die Menschen, so schafft er seine Gestalten aus dem eigenen Herzen und der eigenen Brust. Gerade als hätte dieses Wort die deutschen Ästhetiker und Dichter von einem schwer lastenden Druck befreit, sie alle, wie Gerstenberg, Sulzer, Herder und der junge Goethe, wetteiferten darin, den Gedanken Shaftesburys, „der Dichter ist ein Prometheus", weiter auszubauen. Auf ihm beruhte die neue Richtung, die Genieperiode unserer Dichtung. Wie von einem Taumel werden die Stürmer und Dränger, ähnlich wie unsere neuesten Dichter, die Expressionisten, ergriffen: der Dichter ist nicht nur Prometheus, er ist Gott selbst. Das Genie ist göttlich, und Gott ist das höchste Genie. Der jugendliche Goethe ging noch einen Schritt weiter. Er schuf nach dem Vorbild der Antike einen Prometheus, der sich gegen Zeus auflehnt. Hierin ist das eigene seelische Erlebnis zu suchen, ohne das Goethe nichts gedichtet hat. Aber gegen welchen Gott lehnt sich Goethe auf? Es ist der persönliche Gott, der Gott der Herrnhuter und Lavaters, der die Geschicke der Welt und des einzelnen lenke und das Gebet der Menschen erhöre. Goethe sagt sich los von jeder Religion, die Gott mit dem Verstande fassen will. Gott ist die Welt, und die Welt ist Gott. Er offenbart sich dem Menschen in dessen Herzen. Über dem Menschen und über dem All steht das Schicksal, das sind die ewigen, unveränderlichen Naturgesetze, in die kein Gott eingreifen kann. Jener persönliche, das Gebet der Menschen erhörende Gott existiert nur, wie der Zeus des Prometheus, solange die Menschen Kinder sind oder hoffnungsvolle Toren. Prometheus ist Goethe

selbst[1]). Ganz beseligt von der Herrlichkeit seines Gottes und von seinem neuen Glauben eifert er in bitteren und schneidenden Worten gegen sein früheres Bekenntnis.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus, noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
. . . .
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?
. . . .
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich;
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Als Goethe diesen Monolog 1830 dem aus zwei Akten bestehenden Fragment von 1773 als Anfang des

[1]) Wieland nannte Goethe geradezu Prometheus, und Leopold Wagner konnte in seiner Satire Goethe als Prometheus auftreten lassen in dem Bewußtsein, von den Lesern verstanden zu werden.

III. Aktes anfügte, war er nicht gut beraten. Die Erschaffung des Menschen ist bereits im ersten Akt vollzogen, und der Monolog wiederholt wörtlich Gedanken aus dem Fragment. Dem Titel Prometheus hat der Dichter die Bemerkung hinzugefügt „aus der Mythologie". Das soll wohl heißen, nicht nach der dramatischen Gestaltung durch Äschylus, die Goethe damals wohl gar nicht vollständig gekannt hat, sondern nach den mythologischen Quellenbüchern, die dem Dichter zu Gebote standen. Es waren dies das 1724 verfaßte „gründliche mythologische Lexikon" von Benjamin Hedrich und die „Fabeln" Hygins. Hier findet sich das alles, was die Darstellung Goethes von der Äschyleischen unterscheidet. Prometheus ist bei Goethe der Sohn des Zeus und doch wohl der Hera, kein Gott aber der Menschenschöpfer. Auch Pandora ist sein Geschöpf, aber nicht zugleich seine Geliebte, wie in Voltaires Ballettoper [1]) „Pandore". Athene verleiht den von Prometheus geschaffenen Statuen auf seine Bitten gegen den Willen des Zeus das Leben. Zeus hat Prometheus den Olymp angeboten und die Herrschaft über die Erde; aber er lehnt das ab und antwortet auf die Frage des Bruders Epimetheus: Wieviel ist denn dein? mit den schönen Worten:

Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt,
Nichts drunter und nichts drüber.

Er hat einst für die Götter gegen die Titanen gekämpft, weil er sie für größer und weiser hielt als sich selbst. Aber

[1]) In der Ballettoper „Pandore" Voltaires (1740) ist Prometheus nicht der Schöpfer der Menschen, sondern er bildet nur eine Statue der Pandora. Auch holt er vom Himmel nicht sowohl das Feuer, als vielmehr das Licht der Liebe, durch das er Pandora belebt. Beide verlieben sich ineinander. Für den Raub wird er von Jupiter dadurch bestraft, daß ihm Pandora genommen und in den Olymp entführt wird. Jupiter verliebt sich in sie, aber sie verzichtet auf Gottheit und Unsterblichkeit und kehrt zu dem geliebten Prometheus zurück.

diesen Glauben hat er aufgegeben. Er hält sich für den Göttern gleich: „Ich bin ewig, denn ich bin.“ Unter den Statuen, die Athene belebt hat, ist auch Pandora, aber sie bringt nicht das Faß der Leiden mit, sondern sie ist „selbst das heilige Gefäß der Gaben alle, die ergötzlich sind“;

Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labsal ergossen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geschmeckt —
Das all all — Meine Pandora!

Merkur meldet Jupiter den Verrat Minervas. Er antwortet in seiner unergründlichen Weisheit wie der Herr im Faust dem Mephistopheles: „überlaß die Menschen ihrem Leben“. Nun tritt Prometheus als Berater der von ihm geschaffenen Menschen auf; er lehrt sie den Bau einer Hütte, die Kunst des Wundarztes und schlichtet weise den ersten Streit. Noch kennen die Menschen die Liebe nicht. Seiner geliebten Tochter schildert Prometheus dies höchste Glück der Menschen:

Prometheus.

Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,

Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht.
Und du, in immer eigenstem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.

Pandora (ihn umhalsend).

O, Vater, laß uns sterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In stürmendem Genuß sich auflöst,
Dann sich erquickt in Wonne schlafft;
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren![1]) —

Wie Goethe sich die weitere Entwicklung gedacht hat, bleibt uns verborgen. Sicherlich hätte der jugendliche

[1]) Es ist wunderbar, wie sich Goethe und Richard Wagner begegnen: Liebe und Tod als Erlöser. Der Tod kein Schrecken, sondern die höchste Seligkeit, das Sichaufgeben wie die Wonne des Liebesgenusses, das ist das Thema des Tondramas Richard Wagners Tristan und Isolde: „Du Isolde, Tristan ich, nicht mehr Tristan, nicht Isolde, ohne Nennen, ohne Trennen, neu Erkennen, neu Entbrennen, endlos ewig ein-bewußt, heiß erglühter Brust höchste Liebeslust! ... — Soll ich atmen, soll ich lauschen, soll ich schlürfen, untertauchen, süß in Düften mich verhauchen? In dem wogenden Schwall, in dem tönenden Schall, in des Weltatems wehendem All ertrinken, versinken — unbewußt — höchste Lust!"

Goethe die Worte, die er 1830 dem Fragment beifügte: „Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittlung einleitend“, nicht geschrieben. Dazu bedarf es erst der großen Wandlung des trotzigen, auf das Genie und seine Kraft pochenden Stürmers und Drängers, zu dem gereiften, von der menschlichen Schwäche tief überzeugten Manne, der den letzten Saum des Kleides Gottes küssen möchte „kindliche Schauer treu in der Brust“. Nun konnte er daran denken, eine Versöhnung des Zeus und Prometheus zu dichten. Und wirklich hören wir, als Humboldt in der Mitte der neunziger Jahre ihn mit Äschylus genauer bekannt gemacht hatte, durch Schiller von einem solchen Plan Goethes. Erhalten sind nur wenige Verse, ein Lied der Nereiden oder wohl der Parzen, das in kraftvollen Worten die von Hades und Poseidon erbaute Grotte der Thetis schildert, wo sie „von allen Schätzen des Meeres umgeben“, den Gatten Zeus erwartet. Dann folgen die einzig erhaltenen, das Sonnenlicht begrüßenden Worte des Prometheus, der soeben aus der Unterwelt emporgestiegen ist.

„Auch meiner Seele nimmt hinweg dein Licht den Gram des tiefen langen Sinnens über meinen Schmerz, den unverdienten.“

So kann nur ein Dulder sprechen, der zur Versöhnung bereit ist. Diese Versöhnung bringt das Drama **Pandora**, das Goethe im beginnenden Greisenalter geschrieben hat. Wenn der Prometheus des jugendlichen Goethe im Gefühl seiner Kraft und pochend auf seine Taten den Göttern trotzte und ihre Ohnmacht verhöhnte, wenn dem, auf sein Genie stolzen Jüngling der Dichter als Schöpfer und Gott erschien, der greise Goethe bescheidet sich mit dem Spruch:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es,
Was zu geben sei, die wissen's droben.

Alles Große und Schöne wird dem Menschen nicht durch Verdienst und eigene Kraft zuteil, sondern durch die

Gnade Gottes. Und der große Dichter, der ganz in der Kunst lebte, hatte sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Kunst nur ein Schmuck, nicht der Zweck des Lebens sei. Wie Helena entschwindet und nur ihr Gewand zurückläßt, das Faust über alles Gemeine hinwegtragen soll, so hat die Kunst die Kraft, uns durch die Schönheit im höchsten Sinne zu veredeln; aber sie ist nicht der Zweck, nicht der Inbegriff des Lebens. Wilhelm Meister und Faust finden dieselbe Lösung der großen Frage: Des Menschen Glück ist die Tat, die opferfreudige Tat für die Mitmenschen. Die Verkörperung dieses Gedankens ist der Prometheus der Goethischen „Pandora“. Seinen rastlosen Fleiß, seine unermüdliche Tätigkeit charakterisiert am besten der Ausspruch: „des echten Mannes wahre Feier ist die Tat“. Er hat sich mit Männern umgeben, die im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen. Nur für sie hat er das Feuer geholt zur Erzeugung von Waffen und Geräten, die der tägliche Bedarf fordert. Weil er in der Arbeit allein Befriedigung findet, sieht er mit Verachtung auf die Güter, die das Leben zieren. Für die Schönheit und für die Freude hat er kein Verständnis. Der Aschyleische Prometheus, der Begründer aller Kunst und Wissenschaft, ist zum Feinde der Kunst geworden, und wenn der Prometheus des Fragments seine Welt den Umkreis seiner Wirksamkeit nannte, so ist die Welt des Helden der Pandora klein, eng und beschränkt und schließt alles das aus, um dessentwillen tiefer empfindenden Menschen das Leben erst lebenswert erscheint. Dieser Prometheus sollte nicht Symbol des Menschen an und für sich sein, sondern eine Seite des menschlichen Wesens darstellen, und deshalb schuf der Dichter als Kontrastgestalt den Epimetheus, dem er in dem Fragment der Jugend nur ein schattenhaftes Dasein gegönnt hatte. Es sind die beiden Seelen, die in des Dichters Brust lebten, wie er sie in Antonio und Tasso, in Egmont und Oranien verkörpert hatte und hier

in ihrem äußersten Gegensatz darstellt. Während die griechische Sage im Epimetheus den leichtsinnigen, gedankenlosen Menschen sah, so ist der Goethische Bruder des Prometheus der sorgenvolle, der nachdenkliche, der überlegende, der freilich nie zu einer Tat sich aufrafft. Es ist der Nachtwandler, der nur in Träumen und in der Phantasie lebt, der weltfremde Dichter und Künstler, der alles verschmäht, was dem Nutzen dient, der zartfühlende sentimentale Idealist, dem die tränenreiche Trauer zum Genuß wird, der begeisterte und verzückte Priester der Schönheit. Ganz abgewendet von der Gegenwart lebt er allein in der Erinnerung an den Höhepunkt seines Daseins, als ihm in Gestalt der Pandora die Verkörperung der höchsten Schönheit, die Prometheus, der Verächter der Frauen, gefühllos zurückgewiesen hatte, zur Gattin gegönnt war.

Eine wunderbare Wendung ist mit Pandora vor sich gegangen. Bei Hesiod war sie ein Geschöpf des Hephästos, zum Verderben der Menschen gesendet, in dem Fragment des jungen Goethe die vielgeliebte Tochter des Prometheus, dem Greis ist sie eine segenspendende Göttin und Schwester des Zeus. Und doch ist der Kern derselbe geblieben. Wie in der griechischen Sage die Götter ihre wunderbare Schönheit anstaunen, so ist sie auch bei Goethe die Verkörperung der Schönheit, dort die verderbliche, verführerische, hier die den Menschen erhebende und beseligende, die schöne Form der Kunst, wie sie Epimetheus verzückt schildert:

Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt,
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt.

Das Gefäß, das sie mit sich brachte, enthielt nicht die Leiden und Übel der Menschheit, sondern „holde Lustgebilde, das Liebesglück, Anmut und reizenden Schmuck“. Aber Epimetheus hat nicht die Kraft, Pandora zu halten. Sie entschwindet wieder zum Himmel. Zum Trost sendet sie dem trauernden Gatten die eine ihrer beiden Töchter Elpore, die Hoffnung, die der Mutter Wiederkunft verkünden darf. Danach sollte das Drama Pandorens Wiederkunft heißen. Und wenn diese auch nicht in dem Fragment erfolgt, der Dichter hat doch verraten, daß sie für kurze Zeit auf Erden erscheinen soll, um Epimetheus zu sich in den Himmel zu holen. Sie hinterläßt den Menschen eine Lade voll kostbarer Güter, die Kunst und die Wissenschaft. Das war ein Mahnruf des Dichters an sein Volk, das damals, als das Drama entstand, von Napoleon geknechtet in tiefster politischer Erniedrigung lebte: es gibt noch etwas Größeres als irdischen Besitz und selbst als das Vaterland, das sind die geistigen Güter, die Künste und Wissenschaften und die ewigen Ideale in des Menschen Brust. Auch Prometheus, der zuerst die Gaben der Lade schroff zurückweist, muß sie als die Mittler zwischen Himmel und Erde anerkennen. Nur einem versöhnten Prometheus können die letzten Worte der scheidenden Eos gelten:

Fahre wohl, du Menschenvater! — Merke:
Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Es war kein Zufall, daß der Dichter diese Verse an den Schluß der Gesamtausgabe seiner Werke setzte, und schöner und ergreifender konnte er nicht Abschied nehmen von der geliebten Prometheusgestalt und dem Problem, das ihn von der Jugend bis zum Greisenalter gefesselt hielt: dem Verhältnis des Menschen zu seinem Gott.

Tief unter diesen groß angelegten Fragmenten Goethes stehen die Dichtungen seiner deutschen Zeitgenossen, die sich Prometheus zum Helden erwählt haben. Der schwachen Dichtung Toblers, des Schweizer Theologen, ist schon mit der Erwähnung genügend Ehre angetan. Prometheus, der Titan, wird hier zu einem reumütigen Schwächling, der gerne Gottheit und Unsterblichkeit für den Besitz Pandoras eintauscht.

Die unverständliche Dichtung: Prometheus, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von J. G. Falk (Tübingen 1803), überlassen wir lieber der wohlverdienten Vergessenheit.

August Wilhelm Schlegels Gedicht von 1797 greift auf den Feuerbringer zurück. Er ist im Begriff, das vom Quell des Lichtes geholte Feuer seinen Geschöpfen zu geben, als seine Mutter Themis ihm entgegentritt und ihn warnt, etwa mit den Gedanken, für die Schiller die Worte geprägt hat: „Weh denen, die den ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn", aber der Menschenfreund Prometheus ist so fest überzeugt von dem Segen der Kultur für die Menschen, daß er selbst durch die Prophezeiung der ihm drohenden furchtbaren Qualen sich von seinem Entschluß nicht abbringen läßt [1]).

Herder hat noch 1802, ein Jahr vor seinem Tode, ein „dramatisches Gedicht mit Chören" oder „Szenen", wie er sie nennt, „Der entfesselte Prometheus" geschrieben. Es ist diesem auch die Gunst zuteil geworden, von Liszt vertont und bei der Feier zur Enthüllung des Herderdenkmals (1850) in Weimar aufgeführt zu werden. Aber sein Wert ist nicht groß. Der gefesselte Prometheus hat die „heilige Weissagung" erhalten:

---

[1]) In demselben Jahre verherrlichte Vincenz Monti in seiner Dichtung Prometheus (1797) den „Bürger Napoleon" als den Erretter aus dem Despotismus und der Tyrannei.



Das 1825 erbaute Schauspielhaus in Weimar.

Kupferstich von L. Heß.
Sammlung Kippenberg, Leipzig.

. . . Dulde
Prometheus! Wenn der stärkste deiner Menschen
Die größte Tat vollbracht hat, wenn du selbst
Die tapferste vollführt; dann lösen sich
Die Fesseln und du siehst dein Werk
Gedeihn auf Erden. . . .

Die größte Tat ist sonderbarerweise die des Herakles, der seinen Freund Theseus aus der Unterwelt heraufholt. Die tapferste Tat ist die Selbstüberwindung des Prometheus. Er hat seinen Trotz und Zorn überwunden und sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Seine Fesselung war notwendig, weil die Entwicklung des Menschengeschlechts nur allmählich vor sich gehen sollte. Nun darf Herakles ihn von seinen Peinigern befreien und ihn selbst erlösen. Wie durch fast alle Werke Herders zieht sich auch durch dieses der Gedanke der Entwicklung der Menschheit zur Humanität. Pallas führt dem entfesselten Dulder die Agathia zu, sie ist die reine Menschlichkeit oder, um Herders eigene Worte zu gebrauchen: „Das Fortstreben des göttlichen Geistes im Menschen zur Aufweckung all seiner Kraft".

Auch in den Bruchstücken aus dem mythischen Gedicht „Der entfesselte Prometheus" von Ernst von Feuchtersleben (1828) wird der große Dulder geläutert und versöhnt durch seine Leiden dargestellt. Wie im Äschyleischen Prometheus erscheinen vor ihm die Titanen, sie wollen, um ihn zu befreien, sich wieder gegen Zeus empören; aber er weigert sich, weil er weiß, daß Zeus kommen wird, um ihn zu erlösen, wenn die Stunde da ist.

Erst den beiden befreundeten englischen Dichtern Byron und Shelley war es vorbehalten, ihren Prometheusdichtungen einen neuen und großen Inhalt zu geben. Der erstere schuf 1816 ein kleines Gedicht in drei Strophen, Shelley ein umfangreiches Drama. Während Goethe von dem Äschyleischen Drama wahrscheinlich nur einige Stellen

in deutscher Übersetzung gekannt hat, ist Byron schon auf der Schule mit ihm bekannt geworden und wurde noch mehr vertraut mit ihm durch seinen Aufenthalt bei Shelley am Genfer See. Der Übermensch Prometheus hat anderen Gestalten des Dichters, besonders seinem Manfred, Farbe verliehen. In der Schweiz, wohin er selbst unverdient leidend aus seiner Heimat geflüchtet war, wurde der Dulder Prometheus der Gegenstand seiner Dichtung. Die Größe seines Helden beruht auf dem stummen Leiden, dem stolzen Schweigen bei dem Bewußtsein des erlittenen großen Unrechts. Er setzt seine Ehre darein, niemand seine furchtbaren Leiden merken zu lassen. Der neue große Gedanke ist die Auffassung des Prometheus als Symbol des Menschen:

„Du bist ein Zeichen und Symbol
Des Menschen . . . —
Von Menschenschicksal, Kraft und Mut,
Dem selber aus der Qualen Nacht
Im Innern noch ein Lohn erblüht,
Obsiegend, wo sein Trotz erwacht,
Und das den Tod zum Sieger macht.“

Der Mensch ein Dulder, aber ein triumphierender Dulder! Impavidum ferient ruinae. Diesen Gedanken hat Longfellow in seinem Gedicht Prometheus weiter ausgesponnen.

Den Plan zu seiner großen Dichtung, dem lyrischen Drama „Der entfesselte Prometheus“ hat Shelley wohl schon damals gefaßt, als er mit Byron in der Villa Diodati am Genfer See das Studium der Äschyleischen Tragödie betrieb. Wie sehr sich auch beide Dichtungen unterschieden, den großen Gedanken des Byronschen Gedichtes hat auch Shelley übernommen. Auch bei ihm ist Prometheus ein Symbol für den Menschen. Die herr-

lichen Worte des Demogorgon am Schlusse der Dichtung sind ein leuchtender Beweis dafür.

Es ist wunderbar, wie Shelley sich in den zu Anfang des Dramas an Zeus gerichteten Worten mit Goethe begegnet. Man glaubt die Goethische Ode zu hören:

Die Erde sieh von deinen Sklaven wimmeln,
Die für Gebet und preisende Verehrung,
Für Not und Drangsal du mit Furcht belohnet,
Mit Selbstverachtung und mit eitlem Hoffen,
Dieweil du mich, der ich ein Feind dir bin,
In augenlosem Hasse ließest herrschen.
Und deiner spottend triumphieren über
Mein Elend und die Ohnmacht deiner Rache!

(Graf Wickenburg.)

Und noch viel wunderbarer ist, daß die Tendenz der beiden Dichtungen dieselbe ist. Beide wenden sich gegen den Glauben an einen persönlichen Gott; bei beiden ist dieser Glaube der eigentliche Feind und Tyrann des Menschengeschlechts. Nach dem Sturz Jupiters schildert der „Geist“ das Glück der freien Menschen:

„Er ist für immer hinweggezogen,
Die ekelhafte Larve ist gefallen!
Befreit nun bleibt der Mensch und szepterlos
Beengt durch keine Schranke.
. . . .
Befreit von Furcht und huldigender Demut,
Nicht ohne Leidenschaft, doch ohne Schuld
Und Schmerz, die einstmals seine Seele drückten,
Weil er sie selbst geschaffen und geduldet.“

In seinem vieltausendjährigen Leiden hat der Prometheus Shelleys sich von der Gewalt befreit, „die alle Wesen bindet“. Er hat sich selbst überwunden. Leidenschaft, Zorn und Haß sind hinter ihm versunken, der letzte

Funke des Grolls ist erloschen. Er bereut es sogar, den grausigen Fluch, vor dem Jupiter einst erbleichte, ausgesprochen zu haben. Kein Wesen, das da lebt, soll fürderhin um seinetwillen leiden. Lieber sind ihm die Qualen, die noch seiner warten, als das „wollustvolle Leben im Olymp“, das ihm Hermes anbietet. Auf dessen Worte: „bewundern muß ich dies, doch auch beklagen“, gibt der große Dulder die herrliche Antwort:

„Des Himmels Sklaven, die sich selbst verachten,
Beklage du — nicht mich, in dessen Seele
Die reinste Freude herrscht, dem Lichte gleich,
Das in der Sonne thront!“

Diesem duldenden Helden, der seinen Quälgeistern zuruft:

Nicht wägen will ich, was ihr Böses tut,
Nur was ihr leidet, da ihr böse seid,

können körperliche Leiden nichts mehr antun. Deshalb sendet ihm Jupiter, da er das Geheimnis nicht verraten will, teuflisch ausgesonnene Leiden für sein Herz. Die Furien bringen vor seine Augen schreckliche Bilder aus dem Leben seiner geliebten Kinder, der Menschen. Wie sie sich gegenseitig in blutigen Kriegen morden, wie die weisen Männer um der Wahrheit willen hingerichtet werden, „ein Jüngling mit sanft geduldigen Blicken an ein Kruzifix genagelt wird“, und wie Haß, Verleumdung, Lüge die Welt beherrschen und das Glück der Menschen zerstören. Aber auch diese Gesichte, die ihm die herbsten Qualen verursachen, „umpanzern ihm die Seele nur mit neuer Kraft, bis jene Stunde kommt“, die Stunde der Erlösung. Sie wird dem Menschen zuteil durch den Sturz Jupiters. Dieser vertritt das Prinzip des Bösen. Er hat alles, was lebt, seiner Macht unterworfen bis auf Prometheus; und Gefahr droht seinem „auf dem Glauben und

auf der Hölle Helferin, der Furcht, aufgebautem Reich, durch die Menschen". Deshalb hat er sich mit Thetis verbunden und einen Sohn gezeugt, den Demogorgon, „der der Schrecken soll der Erde sein und der nur wartet, bis die Schicksalsstunde kommt". Aber gerade Demogorgon, der die Ewigkeit ist und bisher „nur gefühlt, nicht sichtbar" war, wendet sich gegen den Vater, sobald er körperliche Gestalt erhalten hat. Vergebens ruft Jupiter die Elemente um Hilfe auf; vergebens fleht er um Gnade, er wird gestürzt und versinkt in die Unterwelt. Nun kann Prometheus durch Herkules befreit werden. Mit seiner Erlösung beginnt das goldene Zeitalter der Menschheit, das der edle Dulder in herrlichen Worten preist. Himmel und Erde, Mond und Sonne singen jauchzend einen grandiosen Hymnus der Freude, und das ganze Weltall und seine Geister stimmen mit ein in den Jubelgesang der beiden großen Mächte des Lebens, die von nun an allein regieren sollen: der Liebe und der Freiheit, bis Demogorgon erscheint und Schicksal und Glück der neuen Menschen verkündet.

Zu tragen Leid, das ihr unendlich meint,
Der Macht zu trotzen, die allmächtig scheint,
Unrecht verzeihn, das schwarz wie Tod und Nacht,
Und lieben, hoffen, bis der Hoffnung Kraft
Aus ihren Trümmern das Ersehnte schafft,
Nicht straucheln, schwanken, nicht der Reue Macht
In müß'ger Tränenflut den Nacken biegen, —
Gleich deinem Ruhm, Titan, heißt dies allein
Gut, groß und frei und schön und freudig sein,
Ja dies allein heißt leben, herrschen, siegen! —

Ebenso wie Shelley entwirft Edgar Quinet in seiner großen Trilogie Prométhée (1838), deren einzelne Dramen dieselben Titel führen wie die Äschyleischen, ein Bild der Entwicklung der menschlichen Kultur. Prometheus hat

Menschen geschaffen, aus denen alle Rassen hervorgehen sollten. Sie haben von ihm alles erhalten, was sie zur Entwicklung als freie Menschen brauchen. Aber sie wollen unfrei sein. Sie verlangen von ihrem Schöpfer, ihnen Götter zu geben. In dem zweiten Drama wird Prometheus von den Göttern zur Strafe gefesselt. Aber nicht die körperlichen Qualen bereiten ihm den größten Schmerz, sondern der Gedanke an das Schicksal seiner Kinder. Nach Jahrtausenden sieht er plötzlich einen „andern Kaukasus", Golgatha, und einen anderen Gekreuzigten; tief ergriffen hört er, wie dieser Dulder seine Peiniger segnet. Es erhebt sich die Morgenröte einer neuen Religion, des Christentums. Nun fallen die Fesseln des Prometheus von selbst ab, und der Adler wird durch göttliche Pfeile getötet. Die heidnischen Götter entfliehen aus den Tempeln, aber sie prophezeien bei ihrer Flucht auch dem Christentum den Untergang und das Erwachen einer neuen, höheren Religion.

In der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts erschien außer dem unbedeutenden Drama „Der entfesselte Prometheus" von Richard Paul (1875), das meist Motive aus dem Aischyleischen Gefesselten Prometheus wiederholt, ein großes Epos in fünf Gesängen, Der entfesselte Prometheus, von einem 20jährigen Dichter, Siegfried Lipiner, geschrieben. Es wurde von Nietzsche mit den Worten begrüßt: „Wenn der Dichter nicht ein veritables Genie ist, so weiß ich nicht mehr, wer eines ist; alles ist wunderbar, und mir ist, als ob ich meinem erhöhten und verhimmlischten Selbst darin begegnete. Ich beugte mich tief vor einem, der so etwas in sich erleben und herausstellen kann". Aber Nietzsches Urteil ist wohl ganz vereinzelt geblieben. Von dem Dichter und seinem Gedicht verkündet kaum eine Literaturgeschichte, er ist ganz der Vergessenheit anheim gefallen. Davor hätte ihn schon die kraftvolle Sprache und der Schwung seiner

Verse bewahren sollen. Lipiner läßt in seinem Epos die Götter zugrunde gehen und Prometheus sterben: es gibt keinen Gott, als den in unserer Brust, Gott, Prometheus und Schicksal sind wir selbst:

Er war der Tröster, der euch mild umschwebt hat,
Als die Verzweiflung euer Herz gefaßt,
Er war der Mut, der eure Kraft belebt hat,
Als ihr gesunken unter eurer Last.
Er war die Sehnsucht, die in euch gelebt hat,
Ums goldne Ziel zu ringen ohne Rast.
Und als sich Nacht um euer Haupt gebreitet,
War er der Lichtstrahl, der euch hat geleitet.
Und immer mehr wird euer Blick ihn finden,
Nun wandelt ihr, nun streitet ihr allein,
Doch er verschwand nicht! Nein, er kann nicht schwinden,
Er senkte sich in euer Herz hinein!
Nicht blind mehr, sehend sollt ihr überwinden,
Nicht euer Licht, eu'r Auge wird er sein!
Ihr seid er selbst, und ganz euch hingegeben
Lebt er in euch und wird unsterblich leben!

Als Zeus und die anderen Götter vor dem freien Geist der Menschen dahinsinken, wird auch Prometheus entfesselt und sein Peiniger, der Adler, entschwindet. So wie Christus im „Ewigen Juden“ Goethes, unternimmt Prometheus eine Wanderung über die Erde, um zu sehen, was aus seinen geliebten Geschöpfen geworden ist. Zu seinem Erstaunen hört er den hochmütigen Philosophen, der da behauptet: „Nichts ist als ich“, den reinen Wissenschaftler, „der die Tatenlust der Jugend eindämmt, durch die rein wissenschaftliche Betrachtung des Vergangenen“, den falschen Künstler, der seine Kunst um des Gewinnes willen treibt, den Grübler, der sein Hirn zermartert an Rätseln, die er erst selbst erfunden hat. Mit Entsetzen sieht er die Folgen des Neides, des Hasses und der Ver-

leumdung, die Tyrannei und die blutige Revolution, die Kriege, in denen die Menschen sich zerfleischen. Tiefe Betrübnis ergreift den großen Dulder. Sieht er doch auch in diesen Menschen „sein eigen Antlitz“. In einem Traume glaubt er Jesus Christus zu erblicken: „Du bist's, Genosse meiner Qual, mein Bruder“, so spricht er ihn an. Aber Christus tritt als Herrscher und König vor ihn hin, um ihn zu richten:

Da richtete sich stolz
Prometheus auf und rief:
Wer ist es, der mich richten will?
Und es erscholl ein Donner:
  Der Liebende!
Ich bin ein Liebender — wer will mich richten?
  Der Leidende!
Ich leide namenlos — wer will mich richten?
  Der Schaffende.
Ich bin ein Schöpfer auch — wer will mich richten?
Da verstummten alle Donner,
  Heller flammte
  Das königliche Auge.
Es klang des schmerzensreichen Herrschers Wort:
  Richten will dich,
  Der sich gebeugt!
Und dem Titanen ward's,
Als rissen laut aufschreiend
Alle Saiten seiner Seele.
Doch stolzer nur als je hob er sein Haupt
Und streckte kühn gebietend seinen Arm aus
Und rief mit fester Stimme:
  Richten wird mich niemand,
  Denn ich beuge mich.

Prometheus hat sich selbst und den Gott in Christus überwunden. Noch eine, die furchtbarste Macht, die die

Menschen sich über den Göttern thronend dachten, allmächtig, unerbittlich, das Schicksal, schreckt die Menschheit. Prometheus zertrümmert das Idol, indem er die Menschen zu der Erkenntnis führt: es gibt kein Schicksal, des Menschen Charakter ist sein Schicksal. Nun kann Prometheus sterben:

„Geeinigt kehrt der Tiefentzweite wieder,
Versöhnt, erlöst! — Leb' wohl — es ist vollendet,
Dort winkt die Freiheit! Nehmt mich auf, ihr Wolken,
Nehmt den entfesselten Prometheus auf!“

Der Mensch ist erlöst. Es gibt keinen Gott, kein Schicksal, auch keinen Prometheus. In des Menschen Brust allein sind seines Schicksals Sterne. Lipiner hat den Goethischen Gedanken, auf dem die Ode Prometheus beruht, in seiner äußersten Konsequenz durchgeführt.



Das Ende.

Novelle

von Erich Ebermayer.

Ein heißer, sonniger Maitag des Jahres 1805 ging endlich zur Neige.

Die Hitze lagerte noch schwül in den engen Straßen Weimars, und an den niedrigen Häuserreihen rechts und links der Gassen waren die Fenster weit geöffnet, um die erhoffte Kühle des Abends in die dumpfen Stuben einzulassen. Vor den Haustüren hatten sich allerorts Gruppen schwatzender Bürger gebildet. Männer in Hemdsärmeln, Frauen mit hastig um die Schultern geworfenen Tüchern standen eng und tuschelnd beieinander. Kinder spielten in den Gärten ihre letzten heißen Spiele vor dem Schlafengehen; überlaut hallte ihr Lachen und Rufen in der Stille der Dämmerung.

Die Erwachsenen sprachen nur gedämpft heute abend, als bände sie irgend ein Gemeinsames, das ihnen nicht erlaube, so harmlos laut wie sonst zu sein. Ihre Gesten waren hastig und verhalten, ihr Sprechen eher ein Flüstern und bedächtig-ernstes Einanderzunicken. Unruhe lag über allem, eine geheime, mühsam beherrschte Unstetigkeit fieberte durch die Stadt, über deren enge Dächer bleicher Mond sein Licht ergoß.

Am Markt, der sich in der Dämmerung übergroß ausnahm, war Jugend versammelt. Wagen waren auf der einen Seite aufgefahren, die futternden Pferde nun umringt von Buben und Mädels. Am Rand des Platzes standen Bürger unstet beieinander, die Mitte des Marktes war schwarz von einer Kopf an Kopf sich drängenden

Menge. Halblautes Gemurmel vieler Stimmen erfüllte hier die Luft. Studenten aus Jena waren mit Wagen und Pferden herübergekommen, viele Studenten, und zwischen ihnen drängten sich die Jüngeren: Gymnasiasten und Handwerksburschen, begierig horchend auf das, was jene untereinander sprachen. Hin und wieder kam ein einzelner im schnellen Schritt von der Esplanade her gelaufen; dann drängte alles zu ihm hin, umringte ihn, bestürmte ihn mit Fragen, um bald, enttäuscht durch ein schmerzlich-unbestimmtes Achselzucken, wieder von ihm abzulassen und von neuem sich zur Masse zu schließen.

Keiner mochte nach Haus gehen heute abend oder sich in eine der Kneipen setzen, die leer waren, und deren Wirte sich mißmutig unter die Bürger gemischt hatten. Der Abend war so schwül und hell; man mochte heute nicht in enger Stube sitzen und noch viel weniger allein daheim sein mit dieser Unruhe in den Gliedern. Man mußte stehen, sich bewegen, reden, diesen und jenen fragen und warten, warten — warten, denn es würde sich ja nun bald entscheiden.

Allmählich wurde es völlig finster in den Straßen, und aus Fenstern leuchtete erster Lichtschein: Mütter, die ihre Kinder zu Bett brachten, während die Väter noch draußen vor dem Hause standen. Im Dunkel ballten sich die Wartenden zu unkenntlichen, kaum bewegten grauen Klumpen, aus denen dann und wann sich eine Gestalt loslöste, um schnell, als ob sie das Alleinsein fürchte, mit einer anderen Gruppe zu verschmelzen . . .

Bei Goethe brannte nur nach der Straße zu Licht. Ein einziges Fenster hart unterm Dach war erleuchtet, sonst lag das weite Haus in Dunkelheit.

Im Arbeitszimmer ließ der Widerschein des blassen Himmels die Umrisse der Möbel gespenstisch aus der Dämmerung ragen. Die beiden kleinen Fenster nach dem

Garten standen offen; fliederschwere Abendluft drang herein. Meyer hatte den Stuhl des Meisters ganz nah an das rechte Fenster gerückt. Er hatte es so gewollt. Auch daß kein Licht angebrannt würde, hatte er befohlen. Niemand solle vorgelassen werden, Boten jedoch, die Nachricht für ihn hätten, seien keinesfalls abzuweisen.

Seit dem Abendbrot saß er nun schon ruhig und, ohne sich zu bewegen, in seinem Stuhl am offenen Fenster und schaute hinaus in das dichte Gezweig des Gartens und in den Abendhimmel, der zuerst rot erglüht war und nun, nach kurzer Schwärze, in milchigem Licht erglänzte. Der Duft aus den Gärten war berauschend und nahm noch immer zu, je später es wurde.

Goethe war heute nicht gesprächig. Ob man ging und ihn allein ließ? Ob er es wünschte? Sollte man fragen? Nein, besser nicht; er würde es andeuten, wenn er allein sein wollte; er tat es sonst ja auch. Ahnte er, was die ganze Stadt befürchtete? Niemand hatte mit ihm davon zu sprechen gewagt, keiner hatte eine Andeutung gemacht, daß seit gestern mittag sich die Krankheit zum Schlimmen gewendet hatte, und daß nichts, nichts mehr zu hoffen war. Es galt, ihn zu schonen, denn noch sprachen die tiefen blauen Ringe, die seine Augen unterhöhlten, von der kaum überstandenen Krankheit. Wie würde er es tragen, das, was kommen mußte, jetzt oder morgen früh oder übermorgen? Würde der Wille, dieser riesenhafte Wille, auch diesmal wieder Herr über den noch kranken Körper bleiben?

Meyer ging im dunklen Zimmer auf und ab. Er kannte jedes Möbelstück und wußte, wo es stand, und brauchte nicht zu fürchten, lärmend anzustoßen. Die Dielen knarrten unter seinen Tritten. Er konnte nicht mehr ruhig neben ihm sitzen. Es war qualvoll dies Warten seit Stunden und nicht sprechen Dürfen von dem, was die Gedanken doch ewig umkreisten ... Wenn doch endlich einer käme, an der Klingel risse und sagte: Aus — aus! Das

wäre Erleichterung, wäre Entspannung, wäre tausendmal besser als dieses entsetzliche Warten und Wissen und gleichgültig tun Müssen ...

Da regte sich die große Gestalt im Sessel am Fenster, und seine Stimme, die heute milder und weicher klang als sonst und alle Schärfe vermissen ließ, sagte:

„Kommen Sie, Meyer, setzen Sie sich zu mir, hier steht Ihr Stuhl, kommen Sie her."

Und wieder saßen sie nebeneinander am Fenster und atmeten schweigend die schwere, müde Nachtluft. Die Decke war von Goethes Schoß herabgeglitten, Meyer hob sie auf und legte sie von neuem um seine Knie; ohne den Versuch der Abwehr, der sonst nicht fehlte, ließ er es geschehen.

Dann fragte er:

„Wie spät ist es?"

Meyer konnte es aber nicht erkennen, und als er aufstehen wollte, um Licht zu schlagen, drückte ihn die schwere Hand des anderen sanft auf den Stuhl zurück.

„Bleiben Sie, lassen Sie. Es muß ja von den Türmen schlagen. Dann werden wir es hören."

Vor dem Fenster balgten sich kreischend drei Spatzen um einen Bissen Semmel, den Rest des Brotes, das der Diener hinausgelegt hatte. Goethe beugte sich vor, um den Kampf besser sehen zu können. Als eins der Tiere mit dem Bissen im weit gesperrten Schnabel entfloh, sank er in den Stuhl zurück und beschattete die Augen mit der Hand. Er stöhnte leise, so daß Meyer erzitterte.

„Haben Sie vom Hofrat Schiller Nachricht?" durchschnitt es plötzlich die Stille. Meyer fuhr zusammen. Nun war doch das Wort ausgesprochen, dieser Name, der hinter allem lauerte!

„Heute ... heute noch nicht ...", antwortete er verwirrt und schlug den Blick zu Boden, denn er fühlte, daß des Fragenden Auge schwer auf ihm ruhte. Noch während

er stammelte, wandte sich Goethe jedoch hastig von ihm ab, als ob ihn die Lüge ekele, und sah wieder hinaus in den Garten, dessen Gezweig sich nun leicht im Winde bog.

Dann fiel alles wieder in Stille zusammen. Auch das Gezwitscher der Vögel im Weinlaub an der Mauer wurde allmählich müder. Von der Straße drang fernes Summen menschlicher Stimmen ins Zimmer und ab und zu das harte Klappern von Schritten auf dem Pflaster vor der Hausfront.

„Viel Lärm heute draußen“, sagte Goethe, und Ärger lag in seiner Stimme. „Was haben die Menschen heute abend? Warum liegen sie nicht in ihren Betten?“

„Es sind die ersten warmen Nächte, Exzellenz. Das Volk freut sich des Frühlings. Der Winter war lang und hart.“

„Ja, sie haben recht, die Leute, sollen sie.“ Er sagte es weich und gütig, und seine Hand, die, zur Faust geballt, auf der Lehne des Sessels lag und weiß aus dem Dunkel aufleuchtete, öffnete sich lässig und müde.

Meyer wagte nicht, zu reden. Er saß da, ohne sich zu rühren. Seine Nerven waren zum Zerspringen gespannt. Es muß etwas geschehen, dachte er, es muß etwas geschehen ..., wenn doch endlich irgend etwas geschähe ..., so kann es doch unmöglich noch lange weitergehen ...!

Aber es geschah nichts. Es blieb alles ruhig wie zuvor. Alle Geräusche, auch der Lärm von der Straße, auch das Geplapper der Vögel aus dem Weinlaub war nun erstorben. Nur des Geheimrats schwerer, ein wenig röchelnder Atem klang durch den Raum.

„Ob wir die Fenster schließen, Meyer?“ fragte nach einer Weile seine Stimme aus dem Dunkel. „Sehen Sie, Wind hat sich aufgemacht, es wird kühl mit der Zeit.“

Meyer erhob sich und schloß klirrend die kleinen Scheiben. Im Augenblick, als er sich wieder auf den Stuhl neben Goethe setzen wollte, der es ihm schweigend

mit der Hand befohlen hatte, klopfte es mehrmals leise, kaum hörbar, an die Tür, die nach dem Flur zu führte. Meyer erschrak; er hatte keine Schritte gehört, — waren sie lautlos an die Tür gekommen ..?

Goethe rührte sich nicht. Er hatte die Augen geschlossen, aber seine Züge zeigten nicht die Erschlaffung und das Gelöstsein eines Schlafenden, sondern gespannte Aufmerksamkeit vibrierte in ihnen. Langsam, wie gelähmt, mit schweren, bleiernen Schritten tastete sich Meyer durch das dunkle Zimmer zur Tür. Endlos weit schien ihm der Weg. Wie ein Marsch durch eine heiße Schlucht der Abruzzen. Als ob es kein Ziel, kein Ende gäbe. Seine Hand streifte gleitend Blätter, die vom Diktat des Nachmittags noch auf dem Tische lagen. Dann war der Tisch zu Ende; dann kam freies Stück; dann das Bücherregal, dann rechts der Ofen, dann wieder freies Stück; nun die Tür; dunkel, ununterscheidbar, nur Masse stand sie vor ihm. Was war dahinter, was würde ihm entgegenspringen aus dieser Tür, wenn er sie öffnete? Er zitterte. Einen Augenblick lang stand er regungslos da, bohrte seinen Blick in die Finsternis und wagte nicht, die Klinke zu fassen.

Dann öffnete er. Der Flur war leer. Warme, dumpfe Luft schlug ihm entgegen. Matter Kerzenschein flackerte von irgendwo über die abgetretenen Dielen. Eine leise, halb erstickte Stimme flüsterte:

„Herr Hofrat, kommen Sie ..., kommen Sie doch ..!“

Er trat auf den Gang hinaus. Die Tür fiel ins Schloß. Nun war er da drin allein, — ob er zusammenschrecken würde beim Klang dieser zuklappenden Tür? Die Vulpius trat auf ihn zu. Sie trug ein leichtes, weites, fallendes Gewand aus hellem Stoff und gestickte Pantoffeln an den Füßen. Ihr Gesicht, das von der Kerze, die sie in der Hand hielt, voll beleuchtet wurde, war rot und verweint.

„Um Himmels willen, Herr Hofrat, was tun wir? Schiller ist eben gestorben. Man hat geschickt. Schiller ist tot. Wie sagen wir es ihm? Man muß es ihm sagen; ich kann es nicht. Tun Sie's, Freund, tun Sie's! Ich bitte Sie bei allem, was Ihnen heilig ist: helfen Sie mir, sagen Sie es ihm; langsam, schonend müssen Sie es ihm sagen! Mein Gott, es ist ja so furchtbar! Er war der einzige, den er hatte, der einzige! Nun ist alles aus, nun versteht ihn keiner mehr. Wie wird alles werden? Jetzt ist er ganz allein. Er trägt es nicht, er stirbt mir, Sie werden sehen, Meyer, er stirbt mir, wenn er's erfährt . . ."

Schluchzen erstickte ihre Stimme nun vollends. Sie lehnte mit geschlossenen Augen an der kahlen, grauen Mauer, während Ströme von Tränen über ihre Backen rannen. Das Licht, das ihre Hand schief hielt, tropfte und war am Verlöschen. Meyer war fahl im Gesicht, und seine Augen starrten ins Leere. Mit der Rechten stützte er die wankende Frau, seine Linke ergriff den Leuchter, der ihrer Hand entsinken wollte; um seine Lippen spielte ein Lächeln, wie Kinder es haben, bevor das Weinen aus ihnen hervorbricht. Dann holte er den schweifenden Blick ein, sein Mund preßte sich hart aufeinander.

„Sie können es ihm nicht sagen, Demoiselle Vulpius, Sie nicht und ich auch nicht. Niemand kann das. Das ist übermenschlich. — Gehen Sie hinauf, schlafen Sie, weinen Sie! Ich verlasse das Haus, ich gehe nicht wieder zu ihm hinein. Er wird es ohnehin wissen; wir brauchen es ihm nicht zu sagen; er wird es fühlen; er fühlt ja alles. Ich weiß keinen anderen Rat."

Flüsternd, drängend hatte er es zu ihr gesagt, die aus großen, weit aufgerissenen Augen in sein Gesicht starrte. Schweigend zog er sie nun mit sich fort durch den Gang; er ging auf den Zehenspitzen und hielt die Hand schützend vor die flackernde Kerze.



Weimar um 1825.

Kupferstich. Weimar, bei Eduard Lobe.
Sammlung Kippenberg, Leipzig.

Sie begleitete ihn bis an die Haustür. Als er gehen wollte, brach sie in lautes Schluchzen aus. Da wandte er sich schnell ab und taumelte die Stufen hinunter auf den Platz, hinaus in die warme, duftende Nacht.

Goethe hatte zuerst nicht bemerkt, daß Meyer nicht mehr neben ihm saß. Seine Gedanken waren fern, bei ihm, — dem Kranken. Es war kein Zweifel, es konnte kein Zweifel mehr sein: Schiller war sehr, sehr krank. Er wußte nichts Bestimmtes, er hatte mit niemandem darüber gesprochen; man sagte es ihm nicht, und er brachte es nicht fertig, sie zu fragen. Aber es war sicher, daß es schlimm stand, und daß man es ihm verheimlichte. Seit Tagen keine Nachricht, kein Brief, kein Zettel wie sonst immer. Dies Schweigen war hart, es war das schlimmste; wenn er wenigstens wüßte, wie es stand um ihn, dann wäre alles so viel leichter zu ertragen . . . Die Toren, die glaubten, ihn dadurch zu schonen, daß sie ihn in Zweifeln ließen! Schonen . .! Er wollte keine Schonung, er brauchte keine Schonung! Jener schonte sich auch nicht, und ihn, ihn schonte man immer! Und er war gesund und stark, und der war krank und schwach!

Er sah auf und glaubte die Gestalt Meyers neben sich. Aber der Platz war leer, und die Kanten des Stuhls gleißten ihn an.

Er wendet sich um, nach dem Zimmer.

„Meyer!“ ruft er halblaut. „Meyer!“

Keine Antwort. Es bleibt alles still.

Da wirft er mit einem Ruck die Decke von den Knieen, stößt den Stuhl zurück, springt auf und geht zur Tür. Er reißt sie auf.

„Meyer!“ ruft er laut in die Gänge hinaus. „Meyer!“

Aber es hallt nur dröhnend seine eigene Stimme aus dem Dunkel ihm entgegen. Doch nein, — da, als der Schall verklungen, was ist dies, da ist noch ein anderes

zu hören, vorn im Treppenhaus ... Was ist das? Getrapp von Schritten, Tuscheln von Stimmen und da, — jetzt, leises, unterdrücktes Weinen; das Weinen einer Frau! Christianens Weinen! Christiane weint! Sie haben sein Rufen gehört und keiner kommt. Christiane nicht und Meyer nicht ... Man flieht vor ihm — — —

Da wendet er sich zurück zum Zimmer, schließt ganz, ganz leise die Tür und tastet sich langsam am Ofen vorbei und am Tisch entlang zu der bleichen Helle der Fenster zurück. Er öffnet die beiden Flügel, schlägt den Kragen des Schlafrocks hoch und atmet tief die reine, klare und kühle Nachtluft. Seine Hand umklammert mit eisernem Griff das Holz des Fensterrahmens; sein Blick starrt hinauf in das ragende Gewirr der Äste, über dem fahl ein sternbesäeter Himmel sich spannt. Tränen fließen aus seinen weit offenen Augen ihm über die Wangen herab, und seine Lippen zittern, ohne daß ein Laut sich von ihnen zu lösen vermag.



Goethe und seine Verleger.

Von Dr. Fritz Adolf Hünich.

Wenn der junge Goethe einmal emphatisch ausrief:

„Was wär' ich
Ohne dich,
Freund Publikum!
All mein Empfinden Selbstgespräch,
All meine Freude stumm",

so hat er damit der tiefsten Sehnsucht jedes Schaffenden, der Sehnsucht nach einer Gemeinde, die sich unsichtbar um ihn schon bei der einsamen Entstehung seines Werkes sammelt, Ausdruck gegeben. Der Dichter ist ein Liebender, der um Gegenliebe bei den vielen oder wenigen Glücklichen wirbt, in denen er durch sein Wort das Wunder der Erleuchtung, der Beflügelung, des Dranges nach Wachstum und Weite der Seele gewirkt hat. Er wagt es, im Gefühl oder sicheren Bewußtsein ihres besonderen Klanges, seine Stimme zu erheben, hoffend, daß sie aufhorchende Menschen finde, die als ein empfindsames Echo seine Worte dankbar wiederholen. Aber um zu einer Wirkung in die Ferne und in die Breite zu gelangen, bedarf er eines Vermittlers, der sich seiner Werke annimmt, um sie aus dem Zwang der Vereinzelung, zu der sie als Handschrift verurteilt sind, zu befreien und einem höheren, verhundert- und vertausendfachten Dasein zuzuführen. Dieser Vermittler ist der Verleger.

Der Autorgeist, aus dem Goethe im Jahre 1773 die eingangs wiedergegebene Apostrophe an das Publikum gerichtet hat, war keineswegs in ihm mit dem Beginn der poetischen Produktion rege geworden. Er macht sich erst bemerkbar, nachdem der Leipziger Student in den

Häusern der Verleger Philipp Erasmus Reich und Johann Gottlob Immanuel Breitkopf mit dem Buchhandel in nahe Fühlung gekommen war. Der zuletzt genannten Verbindung verdankt denn auch sein erstes selbständig erschienenes Werk den Verlag: zur Michaelismesse 1769 veröffentlicht Breitkopf die „Neuen Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf". Schon aus diesem, den Namen des Dichters verschweigenden Titel sehen wir, was wir uns immer gegenwärtig halten müssen, daß auch Goethes Weg ein Aufstieg aus dem Dunkel gewesen ist, durch das zu dringen er noch Jahre bedürfen sollte. Diese entzückenden Lieder, die uns als die schönsten Blüten der deutschen Anakreontik erscheinen, verklangen in einem kleinen Kreise, ehe sie, getragen von dem Ruhm, den die spätere Leistung auf sich bezog, in die allgemeine Anerkennung aufgingen. Gleich seinem ersten Werk erschienen auch die ihm folgenden drei kleinen Schriften[1]: „Von Deutscher Baukunst" (November 1772), „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***" (um Neujahr 1773) und „Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet" (Februar-März 1773) ohne Namen des Verfassers und noch dazu im Selbstverlag, den Goethe mit dem Beistand seines Freundes Johann Heinrich Merck, freilich ohne die mindeste Begabung dazu, eingerichtet hatte, so daß es uns nicht wundernehmen darf, nur einen schwachen Widerhall feststellen zu können. Selbst für sein nächstes großes Werk, den „Götz von Berlichingen", hält Goethe, unwillig, eine Arbeit, an die er so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten und sich vielleicht gar eine abschlägige Antwort zu holen, an dieser Form der Ver-

[1]) Nicht gerechnet ist hierbei der von J. H. Heitz in Straßburg hergestellte, nicht für den Handel bestimmte Druck der „Positiones juris", der Thesen, durch deren Verteidigung Goethe zum Lizentiaten promovierte.

öffentlichung fest, als er, auf Mercks Zureden, sich entschließt, die seit Anfang 1773 in wenigen Monaten durchgeführte Umarbeitung der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ herauszugeben. „Hier ward nun“, so berichtet Goethe selbst darüber, „meines Freundes technisch-merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung [die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“] hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt; wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigne Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vorteil zu ziehen sein; wie er denn, mit so vielen andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen versendet.“ Dem Dichter ist bei dieser Unternehmung nicht wohl geworden; denn obgleich er seine Freunde in Bewegung setzt, beim Absatz der Exemplare behilflich zu sein — 24 sendet er am 11. Juli 1773 an Sophie von La Roche; Kestner wird gebeten, sich um den Verkauf zu bemühen; Boie vermittelt 150 Stück an den Buchhändler Dieterich in Göttingen, wofür Goethe zum Teil Bücher als Äquivalent erhält —, ist das finanzielle Ergebnis so ungenügend, daß, wie Goethe später an Frau von La Roche schreibt, zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Berlichingen beschäftigte, und er so viel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, er sich genötigt sah, Geld zu borgen,

um das Papier zu bezahlen, worauf er ihn hatte drucken lassen. Schuld daran war vielleicht nicht so sehr, daß Merck gerade als das Werk seine Förderung besonders verlangte, nach Petersburg reiste, als vielmehr, daß die Nachdrucker sich seiner inzwischen bemächtigt hatten und das Wasser, das die Mühle der jungen Verlagsgenossenschaft treiben sollte, auf die ihrige leiteten. Kein Wunder, daß nach solchem Mißerfolg dem Dichter die Lust verging, den Selbstverlag seiner Werke fortzusetzen[1]). Eine Ausnahme machte er noch mit dem nur sieben Seiten umfassenden „Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt“ (Anfang 1774); die bei einer Flasche guten Burgunders in einer Sitzung niedergeschriebene Farce „Götter, Helden und Wieland“ war von Lenz in Kehl zum Druck befördert worden. Mußte Goethe durch den pekuniären Ertrag seines ersten bedeutenden Schrittes in die Öffentlichkeit enttäuscht sein, so konnte ihn der ideelle Erfolg mit um so größerer Genugtuung erfüllen. Mit einem Schlage war der Verfasser des „Götz“, dessen Name bald durch die Anonymität hindurchbrach, als einer der ersten Schriftsteller der Deutschen im Für und Wider der Meinungen in aller Munde und als stärkste Potenz der jüngeren Generation anerkannt. Es hat daher auch nicht lange gedauert, bis sich ein Verleger bei dem berühmten Dichter einfand, um ein neues Werk von ihm für sich zu gewinnen. Goethe erzählt davon in „Dichtung und Wahrheit“: „Zufälligerweise an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheiratete und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um

---

[1]) Die „Zwote Auflage“ übergab Goethe dem Verlag der Eichenbergischen Erben, der von dem Hofrat Johann Konrad Deinet geleitet wurde.

ein Manuskript zu ersuchen." Wenn Goethe meint, er habe daraufhin den in einer sauberen Abschrift daliegenden Wertherroman abgesandt, so hat hier seine Erinnerung eine leichte Unordnung in die Tatsachen gebracht, denn damals, am 1. November 1773, war „Werther" noch nicht geschrieben. Das erste Werk, das Christian Friedrich Weygand von Goethe zum Verlag empfing, war „Clavigo" (erschienen im August 1774), zugleich das erste Werk mit Goethes Namen auf dem Titel; ihm folgte das „Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel", bestehend aus „Prolog. Des Künstlers Erdewallen. Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Ein Fastnachtsspiel ... vom Pater Brey dem falschen Propheten" und, zu gleicher Zeit (Herbstmesse 1774) der Roman, der Goethe, wie ihm ein hundertfaches Echo bezeugte, in den Rang eines europäischen Schriftstellers erhob: „Die Leiden des jungen Werthers." Trotz zahlreicher Nachdrucke und öffentlicher sowie privater Verbote mußte Weygand den Roman immer wieder auflegen; 1775 erschien die „Zweyte ächte Auflage" mit den bekannten Motti: „Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben ..." und „Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele ..." auf den Titelblättern, im Oktober 1824, auf 1825 vordatiert, die Jubiläumsausgabe mit dem eigens für sie vom 24. bis zum 25. März desselben Jahres verfaßten Widmungsgedicht „An Werther".

Was die Honorare anlangt, die Goethe von Weygand erhielt, so sind wir darüber nur in bezug auf „Werther" unterrichtet. Eingehender als in einem Briefe an Frau von La Roche, worin Goethe schreibt: „Mir hat meine Autorschaft die Suppen noch nicht fett gemacht", sagt er in „Dichtung und Wahrheit", er sei sehr zufrieden gewesen, als das Honorar nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die er um des „Götz von Berlichingen" willen zu machen genötigt gewesen. Für die Jubiläumsausgabe verlangte und erhielt Goethe 50 vollwichtige

österreichische Dukaten und 24, zum Teil gebundene Freiexemplare. Auch Weygand ist, zum Schaden seines Autors, wie fast alle Verleger Goethes zu dessen Lebzeiten, einem Gebrauch gefolgt, der besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dem Verlagsbuchhandel geläufig geworden zu sein scheint, indem er von „Clavigo“ wie von „Werther“ Doppeldrucke, meist nur an kaum auffälligen Kleinigkeiten kenntlich, herstellen ließ, von deren Existenz Goethe nie etwas erfahren haben wird. So hat Michael Bernays von der ersten Ausgabe des „Clavigo“ sechs verschiedene Drucke, sämtlich mit der Jahreszahl 1774 und durch nichts als Auflage bezeichnet, nachgewiesen.

Mit zunehmender materieller Unabhängigkeit vom Elternhause nach dem Übergang in die Weimarer Verhältnisse, Ämter und Würden ändert sich auch Goethes Einschätzung der Geldeinnahmen aus seiner schriftstellerischen Leistung. Das mußte zuerst der Berliner Buchhändler August Mylius erfahren. Welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, ehe es ihm gelang, das Manuskript der „Stella“ von Goethe zu erwerben, läßt sein Brief an Merck vom 24. Oktober 1775 erkennen: „Es ist allerdings wohl Eigensinn vom Hrn. Dr. Göthe, wenn er seine Msc. auf die Art verkaufen will; denn unter uns gesagt, es ist etwas sonderbar, unbesehen und, nach dem alten Sprüchwort, die Katze im Sacke zu kaufen. Auch ist mit einer so kleinen Piece ja kein großer Handel zu machen . . . Inzwischen, damit ich nicht den Vorwurf auf mich lade, als ob nichts mit mir anzufangen wäre, so werde ich die Probe machen und künftigen Posttag an meinen Vetter nach Weimar 20 Tlr. senden, um von Hrn. Dr. Göthe das Msc. der Stella in Empfang zu nehmen, hauptsächlich aber um mit diesem allerdings seltenen Genie und fruchtbaren Schriftsteller in Bekanntschaft zu kommen. Wenn es nur nicht, wie ich fast fürchte,

die entgegengesetzte Wirkung tut! Denn da er nun für diese vielleicht kleine und nicht so sehr interessante Piece 20 Tlr. bekommt, so wird das folgende Stück 50 Tlr. und Dr. Faust vielleicht 100 Louisd'or gelten sollen; das ist aber wider die Natur der Sache und nicht auszuhalten, und ich tue von ganzem Herzen Verzicht darauf. Mich wundert übrigens, daß der Herr Dr. Göthe die Buchhändler so quälen will, da er, wie ich immer gehört habe, solches aus ökonomischen Gründen nicht nötig hat. Soll es also vielleicht Ruhm sein, daß ihm seine Msc. so teuer sind bezahlt worden? Dr. Faust wäre mir für einen proportionierlichen Preis lieber gewesen."

Auf die „Stella", die im Januar 1776 erschien, folgte nun freilich kein „Faust", sondern, im Frühjahr, das Singspiel „Claudine von Villa Bella", womit diese Verlagsverbindung ihr Ende findet.

Zehn Jahre sollten verfließen, bevor Goethe wieder mit selbständigen Buchveröffentlichungen hervortrat. Seine poetische Produktion in dieser ersten Weimarer Zeit ist, als Gelegenheitsdichtung zu Festen des Hofes und der Freunde, in Privatdrucken oder, sofern sie für ein breiteres Publikum bestimmt war, in Zeitschriften, Almanachen und Büchern anderer niedergelegt. Dafür, daß in der Nation, der er den „Götz" und „Werther" geschenkt hatte, sein Gedächtnis nicht erlosch, hatte er die Nachdrucker sorgen lassen. Seit die Heilmannische Buchhandlung in Biel in den Jahren 1775 bis 1776 als erste „Des Herrn Göthe sämtliche Wercke" in drei Bänden unberechtigterweise herausgegeben hatte, erschien den Raub- und Klaubverlegern Tür und Tor geöffnet. Der nächste war Christian Friedrich Himburg in Berlin. Er benutzte des Dichters Zaudern, so daß dieser unerwartet einige Exemplare seiner zusammengedruckten Werke erhielt. „Mit großer Frechheit", so berichtet Goethe in seiner Autobiographie, „wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publikum erzeigten

Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porzellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheirateten, eine gewisse Partie Porzellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm gar nicht, und indessen er sich an meinem Eigentum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im stillen mit folgenden Versen:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgeweihte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungener Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosius[1]) zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wohl am Tee- und Kaffeetisch behagen?
Weg das Porzellan, das Zuckerbrot!
Für die Himburgs bin ich tot."

Dreimal mußte Himburg, um der Nachfrage nach den Werken seines gangbaren Autors zu genügen, in den Jahren 1775 bis 1779 seine übrigens gut ausgestattete, mit Kupfern von und nach Daniel Chodowiecki geschmückte Ausgabe auflegen, ja, er ließ selbst danach billige Nachdrucke herstellen, die unter der Verlagsortbezeichnung „Frankfurt und Leipzig" erschienen. Denn der Gewinst, den er aus Goethes Popularität zog, hatte neben anderen Nachdruckern auch Christian Gottlieb Schmieder in Karlsruhe und Johann Georg Fleischhauer in Reutlingen nicht

[1]) Die Sosii waren zu Horazens Zeit die angesehenste Buchhändlerfirma in Rom.

ruhig schlafen lassen, und sie beeilten sich, es ihm, durch Privilegien geschützt, auf Grund seiner eigenen Ausgabe nachzutun. Bis an die Mitte der 80er Jahre deckten diese den Bedarf der Lesewelt. Endlich entschloß sich Goethe, eine eigene Sammlung seiner Schriften zu veranstalten. Nach einer vorübergehenden Anknüpfung mit dem Berliner Buchhändler Johann Friedrich Unger entschied er sich für Georg Joachim Göschen, der eben erst, 1785, einen Verlag in Leipzig begründet hatte und seinen Ehrgeiz daran setzte, einen Dichter von der Bedeutung Goethes dafür zu gewinnen. Der Vermittler dieser Verbindung war der Legationsrat Friedrich Justin Bertuch in Weimar, der, was Goethe selbst nicht wußte — es ist erst 100 Jahre danach bekannt geworden —, sogar unmittelbar durch Hergabe von Geldmitteln an dem Unternehmen teilgenommen hat[1]). Die Unterhandlungen mit Goethe führten zum Abschluß eines vom 2. September 1786 datierten Vertrags von 11 Punkten, wonach sämtliche in einer beigehefteten gedruckten Ankündigung[2]) aufgeführten, sowohl gedruckten als ungedruckten Schriften des Dichters in zusammen 8 Bänden gegen ein Honorar von 2000 Reichstalern in Louisd'or zu 5 Reichstalern („Sie haben die Schraube sehr scharf angezogen", hatte Bertuch zu Goethe gesagt, „Göschen wird zucken") von diesem in Verlag genommen wurden. Über die Höhe der Auflage erfolgte

[1]) Laut Abmachung vom 30. Mai 1791 trat er gegen Auszahlung des eingeschossenen Kapitals von 2026 Talern 12 Groschen, zuzüglich der Zinsen in Höhe von 405 Talern 15 Groschen, sowie eines Gewinnanteils von 600 Talern davon zurück.

[2]) Sie war von Bertuch entworfen und von Goethe, der dafür in Form eines Briefextraktes seine Absichten dargelegt und einen Verteilungsplan aufgestellt hatte, genehmigt worden. Die Auflage war hoch bemessen („20000 wären nicht zu viel", meinte Bertuch zu Göschen), sie wurde in der Hauptsache als Beilage in die gelesensten, sowohl gelehrten als politischen Zeitungen verteilt. Goethe allein nahm 1000 Stück ins Karlsbad mit.

keine Vereinbarung, selbstverständlich mußte sie dem Autor angezeigt werden. Sie betrug 3000 Exemplare, neben denen von 15 größeren in der Ausgabe enthaltenen Werken je 1000 mit besonderem Titel gedruckt wurden. Die Ausgabe wurde vom Juli 1786 bis Ostern 1787 für 6 Reichstaler 16 Groschen zur Subskription aufgelegt; danach galt der Ladenpreis von 8 Reichstalern. Das Ergebnis der Subskription entsprach nicht den daran geknüpften Erwartungen: zur Ostermesse 1787 zählte man 572 subskribierte Exemplare, im Juli 643.

Die Gründe für diese auf den ersten Blick überraschend erscheinende Tatsache mögen wohl nicht zuletzt in dem Bestehen der zahlreichen Nachdrucksausgaben zu suchen sein, durch die eine gewisse Sättigung des Publikums erreicht war, anderseits aber war auch Goethe selbst Ursache dazu, indem er in seiner Aufstellung des Inhalts der Ausgabe von vier Dramen nur Teile verhieß und seine Ankündigung mit den Worten schloß: „Von den vier ersten Bänden kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie die angezeigten Stücke enthalten werden; wie sehr wünsche ich mir aber noch so viel Raum und Ruhe, um die angefangnen Arbeiten, die dem sechsten und siebenten Bande zugeteilt sind, wo nicht sämtlich, doch zum Teil, vollendet zu liefern; in welchem Falle die vier letzten Bände eine andere Gestalt gewinnen würden.“ Solche Unbestimmtheit mußte freilich auf die Öffentlichkeit wenig ermunternd wirken. Ferner war es für den Absatz der Ausgabe nicht vorteilhaft, daß sich ihr Erscheinen, hauptsächlich infolge von Goethes nahezu zweijähriger Abwesenheit in Italien, von den ersten vier Bänden ab (Band 1 bis 3 lagen im Mai 1787 vor, Band 4 konnte erst im Juli ausgegeben werden) bis zum Jahre 1790 hinzog. Ende Juni dieses Jahres erschien als letzter der siebente Band. Die acht Bände hatten folgenden Inhalt: Erster Band. Zueignung. — Leiden des jungen Werthers. Zweiter Band. Götz von Berlichingen. — Die Mit-

schuldigen. Dritter Band. Iphigenie auf Tauris. — Clavigo. — Die Geschwister. Vierter Band. Stella. — Der Triumph der Empfindsamkeit. — Die Vögel. Fünfter Band (1788). Egmont. — Claudine von Villa Bella. — Erwin und Elmire. Sechster Band (1790). Torquato Tasso. — Lila. Siebenter Band (1790). Faust. Ein Fragment. — Jery und Bätely. — Scherz, List und Rache. Achter Band (1789). Puppenspiel. — Vermischte Gedichte. Erste–zweite Sammlung. — Künstlers Erdewallen. — Künstlers Apotheose. — Die Geheimnisse.

Der Gleichförmigkeit halber ließ Göschen für die Bände 1 bis 6 und 8 neue Titelblätter mit der Jahreszahl 1790 drucken.

An der Schwelle des fünften Lebensjahrzehnts, in jenem Alter, da der Mensch endgültig von der schweifenden Jugend Abschied nimmt und, schon leicht acherontisch erschauernd, in die Epoche der Besinnlichkeit und Sammlung übertritt, sah auch Goethe die Frucht eines zwanzigjährigen dichterischen Schaffens in die Scheuern gebracht.

Die durch Himburg und die anderen Nachdrucker hervorgerufene Feindseligkeit Goethes gegen die Buchhändler, die sich schon im Verhältnis zu Mylius zeigte, machte sich auch Göschen gegenüber geltend. Äußerungen wie die zu dem Komponisten Philipp Christoph Kayser: „Göschen läßt sich mit nichts ein, wo er nicht unmittelbaren Gewinst sieht“ (1789) oder zu seinem Sekretär Philipp Seidel: „Schreibe dir den Brief an Göschen ab, oder zieh dir ihn wenigstens aus, daß du in der Suite bleibst und behältst, was mit ihm verhandelt wird. Es ist nicht just mit ihm, wie mit alle dem Volke“ (1787) lassen keinen Zweifel, wie Goethe zu verschiedenen Zeiten von seinem Verleger dachte. Seidel war während Goethes Abwesenheit der Vermittler zwischen diesem und Göschen in geschäftlichen Angelegenheiten. Er hatte strenge Anweisung, Manuskripte nur gegen vorherige oder sofortige Auszahlung des entsprechenden Honorarteils

herauszugeben. Wiederholt wird ihm dieses zur Pflicht gemacht: „Sorge, daß du das Geld gegen den letzten Teil des Manuskripts gleich erhaltest. Gib es nicht eher aus der Hand, du brauchst dich nur auf deinen Auftrag zu beziehen“ (1788) oder, ein halbes Jahr früher: „Der Rest des 5. Bandes mit der Kupferplatte soll durch deine Hände gehen, und du gibst ihn nicht als gegen bare Bezahlung aus. Der Kontrakt besagts, und man muß keine Komplimente machen.“ Soviel Schwierigkeiten Göschen im Verkehr mit seinem berühmtesten Autor zu überwinden hatte, an Sorgfalt bei der äußeren Gestaltung der Ausgabe ließ er es schon im eigenen Interesse nicht fehlen. Er nahm, seiner eigenen Versicherung nach, eine Schrift, von der vorher keine Zeile gedruckt worden war, ein weißes, nicht starkes Papier, um es in bequeme Bände zu bekommen. „Simplizität, Korrektheit und Niedlichkeit sollten erreicht werden und die Ausgabe sollte eine édition portative sein, damit der Freund der Goetheschen Muse solche bequem allenthalben mit sich führen könne. Eine prächtige Ausgabe soll es nicht sein“ [1]). Wie betroffen mußte daher Göschen sein, als er von Goethe aus Rom, wo dieser im Oktober 1787 die Freiexemplare der ersten Bände empfangen hatte, einen Brief erhielt, worin geschrieben stand: „Ich kann nicht sagen, daß der Anblick der drei Exemplare meiner Schriften ... mir großes Vergnügen verursacht hätte. Das Papier scheint eher gutes Druckpapier als Schreibpapier, das Format schwindet beim Beschneiden gar sehr zusammen, die Lettern scheinen stumpf, die Farbe ist wie das Papier

---

[1]) Viel Mühe hatte Göschen mit dem illustrativen Schmuck der Bände gehabt. Nachdem Chodowiecki, der auf Goethes Verlangen mit der Lieferung der Kupfer betraut worden war, bei verspäteter Angabe der Sujets infolge anderweitiger Inanspruchnahme zurückgetreten war und nur drei Titelkupfer gesandt hatte, die Göschen als elendes Zeug verwarf, wurden die Kupfer, zum Teil auf Grund von Goethes Vermittlung, von anderen deutschen Stechern beigesteuert.

ungleich, so daß diese Bände eher einer ephemeren Zeitschrift als einem Buche ähnlich sehen, das doch einige Zeit dauern sollte. Von ohngefähr war ein Exemplar der Himburgischen Ausgabe hier, welches gegen jene wie einem Dedikationsexemplar ähnlich sah." Dieser abfälligen, namentlich in bezug auf das Papier nicht ganz ungerechtfertigten Kritik gegenüber stehen aber die wohlwollenden Beurteilungen von seiten der Literatur- und gelehrten Zeitungen.

So wenig befriedigend der Absatz der Gesamtausgabe und anfangs eines Teiles der Einzelausgaben gewesen sein mag, die zugkräftigsten derselben haben in der Folgezeit dazu beigetragen, Göschen schadlos zu halten. Es geht nicht an, nur die niedrigen Zahlen der ersten Verkaufsjahre in Ansatz zu bringen und dabei zu übersehen, daß Göschen später nicht nur aus unverwerteten Bogen zusammengestellte Einzelausgaben mit neuen Titelblättern wiederholt in den Handel gebracht, sondern auch von den bedeutendsten und darum am meisten begehrten Werken (außer von „Faust") bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein neue Auflagen, ohne sie immer als solche kenntlich zu machen, also hinter Goethes Rücken, gedruckt hat. Überdies hat Göschen, ebenfalls ohne Goethes Wissen, um einem etwaigen Nachdruck zuvorzukommen, eine billige vierbändige Ausgabe auf ordinärem Druckpapier als sogenannte geringere Ausgabe, die drei Taler sechzehn Groschen kostete, und auch danach wieder durch Entnahme von Bogen oder durch Nachdruck Einzelausgaben hergestellt.

Die zwischen Autor und Verleger bestehende Gereiztheit lud nicht zur Weiterführung des Verhältnisses ein, und als Goethe, in Erfüllung der durch Paragraph 10 seines 1786 mit Göschen abgeschlossenen Kontraktes übernommenen Verpflichtung, diesem im Jahre 1790 sein neues Werk, den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", zum Verlag anbot, erfuhr er eine Ablehnung, doch auch aus Beweggründen, wie sie, in einem anderen

Zusammenhange, Göschens Äußerung zu Karl August Böttiger offenbart: „Ob ein Goethe das Buch geschrieben hat, ob es die höchste Geisteskraft erfordert hat, darauf kann ich als Kaufmann keine Rücksicht nehmen; ein Krämer kann kein Mäzen sein.“

Über den Angriff in den „Xenien“ hinweg hat die ausgleichende Gerechtigkeit der Jahre die beiden doch noch einmal zusammengebracht, indem Göschen 1805 Goethes Übertragung von „Rameaus Neffe“ veröffentlichte, und Goethe die versöhnlichen Worte eingegeben, als er in „Dichtung und Wahrheit“ seiner Beziehungen zu Göschen gedachte.

Der „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ erschien 1790 bei Carl Wilhelm Ettinger in Gotha, der im Jahre vorher ein Werk Goethes zum Vertrieb übernommen hatte, das zur Veröffentlichung im „Journal des Luxus und der Moden“ bestimmt gewesen, aber, weil es dafür zu umfangreich erschien, von dessen Herausgebern, F. J. Bertuch und G. M. Kraus, mit Goethes Zustimmung zu einer besonderen, bei Johann Friedrich Unger in Berlin gedruckten, mit illuminierten Kupfern ausgestatteten Ausgabe gestaltet worden war. Es war jene bald nach seiner Rückkehr aus Italien aufgesetzte Beschreibung des römischen Karnevals, wozu Georg Melchior Kraus, der Direktor des freien Zeicheninstituts in Weimar, auf Grund von Skizzen des Malers Johann Georg Schütz, der Goethes Hausgenosse in Rom gewesen war, zwanzig Kupfertafeln, die von seinen Schülern koloriert wurden, geliefert hatte. Die prächtige Ausgabe, in Quartformat, war bei der kleinen Auflage von 250 Exemplaren in wenigen Monaten vergriffen und schon zu Goethes Lebzeiten so selten geworden, daß er, nachdem er das einzige, das er besaß, im Jahre 1819 an die Schloßbibliothek zu Wilhelmshöhe bei Cassel als Ersatz für das dieser während der französischen Zwischenzeit entwendete weggeschenkt hatte, vergeblich ein Exemplar für seine Bibliothek wieder zu erwerben suchte.



Julie Gräfin Egloffstein.

Selbstporträt aus dem Jahre 1821. Aus dem Werke „Alt-Weimars Abend“, herausgegeben von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Bei Bertuch selbst in dessen soeben begründetem Industrie-Comptoir erschienen 1791 und 1792 die zwei Stücke der „Beiträge zur Optik".

Johann Friedrich Unger, von dem oben die Rede gewesen ist, war nicht nur als Buchdrucker hervorragend (wiewohl der Druck des „Römischen Carnevals" Goethe nicht zufriedengestellt hatte. „Ich habe", so schrieb er an den Komponisten Johann Friedrich Reichardt, „diese kleine Schrift mit der größten Sorgfalt gearbeitet und ein sehr schön geschriebnes Exemplar zum Druck gesandt, nun sind die abscheulichsten Druckfehler in den paar Bogen, die ich gar nicht mehr ansehn mag. Herr Unger sollte den Eulenspiegel auf Löschpapier drucken und sich nicht anmaßen, schöne Lettern und schön Papier zu mißbrauchen"), sondern auch als Verleger bedeutend. Mit ihm trat Goethe nunmehr in Unterhandlungen, die zur Übernahme der in den Jahren 1792 bis 1800 erschienenen 7 Bände „Neue Schriften" geführt haben. In ihnen sind enthalten: Der Groß-Cophta. Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Das römische Carneval (1. Band 1792); Reinecke Fuchs (2. Band 1794); Wilhelm Meisters Lehrjahre (3.—6. Band 1795—1796); Lieder. Elegieen. Epigramme. Weissagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten. Theaterreden (7. Band 1800). Für „Wilhelm Meisters Lehrjahre" hatte eine von Unger neu geschnittene Schrift, die nachmals so berühmt und beliebt gewordene „Unger-Fraktur", zum erstenmal Anwendung gefunden. Einzeln gab Unger den „Groß-Cophta" und „Wilhelm Meisters Lehrjahre" heraus, von diesen auch, wie aus zahlreichen Druckfehlern und dem schlechten Papier hervorgeht, Selbstnachdrucke, deren es mindestens zwei gegeben hat. Auch von dem 7. Band der „Neuen Schriften" existiert, unter dem Titel „Göthe's neueste Gedichte", eine Sonderausgabe, die zu den größten Seltenheiten der Goetheliteratur zählt. Sie wurde auf Goethes Veranlassung

und eigens für ihn hergerichtet, wie aus seinem Briefe an Unger vom 2. April 1800 zu entnehmen ist: „Dürfte ich Sie ersuchen, zu denen Exemplaren, welche Sie mir bestimmen, noch einen besondern Titel drucken zu lassen und zwar folgendermaßen: Goethe's neuste Gedichte. Ich würde Personen, die auch die ersten Bände nicht besitzen, dadurch eine Artigkeit bezeigen können.“ Nicht in die „Neuen Schriften“ aufgenommen wurde das Lustspiel „Der Bürgergeneral“, das 1793 erschien.

Der Verkehr zwischen Goethe und Unger scheint sich auf der Basis gegenseitigen Verständnisses und völlig reibungslos vollzogen zu haben; noch am Ende der Verbindung schrieb Unger an Schiller: „Ein Glück ist mir in Leipzig widerfahren, daß ich Goethe haben kennen gelernt. Ich wüßte keinen liebenswürdigeren Mann.“

Einmal hat sich Goethe außerhalb dieses Zusammenhangs gestellt, als er nämlich, dem Ersuchen des Buchhändlers Friedrich Vieweg in Berlin, bald darauf Braunschweig, um einen Kalenderbeitrag Folge leistend, ihm das Gedicht „Hermann und Dorothea“ zum Verlag antrug. Vermittler hierbei war der Oberkonsistorialrat Karl August Böttiger, durch dessen Hände auch die eigenartige Form der Honorarforderung ging, die Goethe beliebte. „Ich bin geneigt, Herrn Vieweg in Berlin“, so hatte er an diesen am 16. Januar 1797 geschrieben, „ein episches Gedicht Hermann und Dorothea, das ohngefähr 2000 Hexameter stark sein wird, zum Verlag zu überlassen. Und zwar dergestalt, daß solches den Inhalt seines Almanachs auf 1798 ausmache und daß ich nach Verlauf von 2 Jahren allenfalls dasselbe in meinen Schriften wieder aufführen könne. Was das Honorar betrifft, so stelle ich Herrn Oberkonsistorialrat Böttiger ein versiegeltes Billett zu, worin meine Forderung enthalten ist, und erwarte, was Herr Vieweg mir für meine Arbeit anbieten zu können glaubt. Ist sein Anerbieten geringer als meine Forderung, so

nehme ich meinen versiegelten Zettel uneröffnet zurück und die Negotiation zerschlägt sich, ist es höher, so verlange ich nicht mehr als in dem alsdann von Herrn Oberkonsistorialrat zu eröffnenden Zettel verzeichnet ist."

Das Billett, das Böttiger verschlossen empfing, hatte folgenden Wortlaut:

„Für das epische Gedicht Hermann und Dorothea verlange ich Eintausend Taler in Golde."

Weimar d. 16. Jan. 1797. Goethe.

Merkwürdigerweise (vielleicht hat auch Böttiger dabei in irgend einer Weise Schicksal gespielt) traf Viewegs Gebot genau mit Goethes Forderung zusammen. So erschien denn sein Gedicht in einem reizvoll ausgestatteten Duodezbändchen in mehreren, in Maroquin, Seide oder Pappe gebundenen Ausgaben, für deren beste Chodowiecki das Titelkupfer, die preußische Königsfamilie darstellend, gestochen hatte. Daneben aber waren sie sämtlich mit einem illuminierten Modekupfer und sechs landschaftlichen Kupfern geschmückt. In der Voraussetzung, daß das zierliche Büchlein mehrenteils in die Hände der Frauen gelangen würde, hatte der Verleger ein Messerchen und eine kleine Schere als Zugabe dazu ausersehen. Daß Vieweg die Absatzfähigkeit des Werkes richtig beurteilt hat und daraus trotz des außergewöhnlich hohen Honorars, das überall Staunen erregte, einen dementsprechenden Gewinn zu ziehen wußte, das beweisen die zahlreichen, freilich ohne Verständigung mit Goethe hergestellten ferneren Auflagen, die der Dichter einmal als „Freibeuterei" perhorresziert hat. Vieweg ging sogar soweit, eine Ausgabe mit dem Vortitel „Göthe's neue Schriften" zu drucken und mehrfach aufzulegen.

Schiller war es, der alsdann die Verlagsverbindung herbeiführte, der Goethe und die ihm, ungeachtet einiger Wechselfälle, bis zu seinem Lebensende treu bleiben und

die noch dreißig Jahre die Verwalterin seines geistigen Erbes bleiben sollte. Johann Friedrich Cotta, der auf dem Wege war, die ihm von seinem Vater übergebene, in Verfall geratene J. G. Cottaische Buchhandlung in Tübingen ihrer dominierenden Stellung zuzuführen, war, unter dem unablässigen Betreiben Schillers („Ihn [Goethe] müssen wir ja festzuhalten suchen", hatte ihm dieser geschrieben, „weil er viel in petto hat und auch überaus viel Eifer für die Horen zeigt. Ein Mann wie Goethe, der in Jahrhunderten kaum einmal lebt, ist eine zu kostbare Akquisition, als daß man ihn nicht, um welchen Preis es auch sei, erkaufen sollte") bestrebt gewesen, die gelegentliche Beziehung zwischen Goethe als Mitarbeiter der soeben genannten Schillerschen Zeitschrift in eine ständige umzuwandeln. Er hatte den Dichter, als dieser auf seiner zweiten Reise nach der Schweiz begriffen war, freundlich eingeladen, bei ihm zu logieren, was Goethe mit Dank annahm. Über den Eindruck, den Cotta auf ihn machte, berichtet er an Schiller unterm 12. September 1797: „Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltne Erscheinung ist." Mit den „Propyläen", der von Goethe in den Jahren 1798 bis 1800 herausgegebenen Kunstzeitschrift, beginnt die lange Reihe seiner bei Cotta erschienenen Werke. Mit wenigen Ausnahmen war hier die gesamte schriftstellerische Leistung des Dichters und Gelehrten in zahlreichen Einzel- und zwei Gesamtausgaben vereinigt, das dritte Jahrzehnt fast ungestörten Verkehrs zwischen Autor und Verleger nahezu verstrichen, als aus Anlaß der dritten Gesamtausgabe um die Höhe der Auflage und des Honorars ein Konflikt entstand, der, auf Goethes noch immer nicht erloschenem, durch die Existenz auch Cottascher Doppeldrucke bestärktem und

durch seinen Sohn geschürtem Mißtrauen gegen die Buchhändler begründet, in der Hauptsache durch Melchior Boisserées Vermittlergeschick mit dem Ergebnis beigelegt wurde, daß Cotta gegen ein Grundhonorar von 60000 Reichstalern für eine Auflage von 20000 Exemplaren den Verlag der Ausgabe von 40 Bänden für 12 Jahre übernahm. Die Schwierigkeiten, die ihm Goethe machte, rührten nicht zuletzt von den Konkurrenzangeboten her, die ihm vorlagen: Matthisson erzählt, der Weimarer Buchhändler Wilhelm Hoffmann habe 50000 Gulden mehr als Cotta geboten; der Schauspieler Eduard Genast berichtet, er habe von dem Breslauer Buchhändler Max den Auftrag gehabt, Goethe 110000 Taler zu bieten, dieser aber habe gemeint, er wolle, trotz der lockenden Anerbietung, seinem alten und bewährten Verleger treu bleiben. Auch die Gebote des Leipziger Verlagshauses F. A. Brockhaus von 50000, später 70000 Talern, erfuhren eine Ablehnung. Noch einmal, bei Gelegenheit der Übergabe des von Goethe herausgegebenen Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe gerieten er und Cotta in Differenzen, als Goethe nämlich, seiner Gepflogenheit gemäß, Vorauszahlung des Honorars verlangte, was Cotta in dem denkwürdigen Briefe vom 11. Februar 1828 zurückwies, in dem er der vielen, bisher an Goethe geleisteten Zahlungen und der Opfer gedachte, die er für weniger gangbare Werke des Dichters gebracht habe. Auch hier gelangte man zu einer Verständigung, und als Goethe, am Abend seines Lebens, seinem Verleger die Neuausgabe der „Metamorphose der Pflanzen“ für 1000 Taler Honorar anbot, ließ er sich willig überzeugen, daß eine solche Summe für das Werk zu hoch bemessen sei, und gab sich mit den ihm angebotenen 500 Talern zufrieden.

Dieser Überblick lehrt uns einmal, daß Goethe keineswegs ein leichter Autor gewesen ist, anderseits aber zeigt er auf Seiten der Verleger Gepflogenheiten, die heute

ebenso unmöglich wie undenkbar sind und die Goethe im Sinne gehabt hat, als er zum Kanzler von Müller mit etwas grimmigem Humor den Ausspruch tat: „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben[1]).“

Behandelt worden ist unser Thema bisher nur zweimal, zuerst von Georg Witkowski im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ 1906 (wieder abgedruckt in dessen „Miniaturen“ 1922), und von Otto Friedrich Vaternahm in seiner 1916 erschienenen Dissertation; beiden ist diese Darstellung, soweit sie nicht eigene Standpunkte sucht, zu Dank verpflichtet.

---

[1]) Seltsamerweise hat aber der Dichter selbst einigen seiner Nachdrucker eine unverdiente Auszeichnung widerfahren lassen und ihren Ausgaben eine ungewöhnliche Bedeutung dadurch gesichert, daß er sie mit allen ihren Satzfehlern seinen rechtmäßigen Ausgaben zugrunde legte: so hat er die Himburgschen Nachdrucke für die Gesamtausgabe bei Göschen und dessen geringere Ausgabe für die erste Gesamtausgabe bei Cotta (1806 ff.) als Druckvorlage benutzt.



Aus der neuesten Goetheliteratur.

Das diesjährige Ereignis der Goetheliteratur ist die sogenannte „Ne varietur-Ausgabe" der Briefe Goethes an Charlotte von Stein. Neue vollständige Ausgabe auf Grund der Handschriften im Goethe-Schillerarchiv von Julius Petersen (Inselverlag).

Die Kollation der Originale hat Julius Wahle, der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs selbst übernommen. Aber die Vorgeschichte der Briefe berichtet Petersen:

„Frau von Stein hatte diese Briefe bereits bei ihren Lebzeiten ihrem Sohn Fritz übergeben ... Dieser begann eine handschriftliche Kommentierung, ohne wohl an eine Drucklegung zu denken. Wenigstens fragte er zwei Jahre vor seinem Tode bei seiner Nichte Luise von Stein an, was er mit diesen wohl tausend Briefen und Zettelchen beginnen, ob er sie vernichten oder noch länger aufbewahren solle. Sein Neffe Karl von Stein und dessen Gattin Luise haben dann 1842 die Briefe in sieben große Foliobände eingeklebt. 1896 sind sie als ein Geschenk der deutschen Fürsten in den Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen übergegangen.

Das Tagebuch der italienischen Reise ist hier den Briefen beigefügt. Ferner die Briefe von Frau von Stein an Goethe 1794—1826. Ein Anhang stellt alle bekanntgewordenen Äußerungen der Frau von Stein über Goethe aus gleichzeitigen Briefen an andere bis 8. Juli 1789 zusammen. Sehr ausführliche Anmerkungen, die wohl auf jede Frage eine Antwort geben werden, erläutern jeden einzelnen Brief. Die schön geschriebene Einleitung des großen Werkes beschäftigt sich besonders mit der geistigen Seite des Verhältnisses. Petersen spricht Frau von

Stein von jeder Schuld frei; er kehrt zu der Begründung zurück, die wir alten Goethefreunde schon vor vierzig Jahren als entscheidend vorbrachten. Sie stützt sich auf Goethes Brief an Frau von Stein, nachdem diese von den Beziehungen zu Christiane erfahren hatte: „Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Niemals hätte der Liebhaber Christianens solche Worte an die Vorgängerin seiner Geliebten richten können.

Goethes Faust, herausgegeben von Georg Witkowski (Leipzig, Hesse und Becker). Diese neue Ausgabe von Witkowskis bekanntem Faustbuch verdient besondere Hervorhebung, weil sie in völlig neuer Gestalt auftritt. Sie ist zu zwei Bänden von je etwa 500 Seiten angewachsen. Darauf folgt noch ein schöner und wertvoller Anhang, der alle die Werke bildender Kunst beifügt, deren Einwirkung auf Goethes Schaffen zu erweisen ist. Der erste Band bringt neben dem Faust an sich den sogenannten Urfaust, das Fragment von 1790, Helena von 1800, Nichtaufgenommene Bruchstücke aus dem Nachlaß, Entwürfe und Skizzen. Der zweite starke Band ist ganz den Kommentaren und den Erläuterungen gewidmet. Man kann wohl sagen, daß der Leser hier auf jede Frage eine Antwort erhalten wird. Freilich: Wer eine vernünftige Antwort haben will, muß erst vernünftig fragen.

Zu den zahlreichen Auszügen aus Goethes Gedichten sind noch zwei neue hinzugekommen: Goethes Reimsprüche von Benno Rüttenauer (Strecker und Schröder in Stuttgart). Sie ist in sieben Kapitel in der Absicht gegliedert, eine „sinngemäße innere Zusammengehörigkeit in der Folge der einzelnen Sprüche“ zu bieten. Merkwürdig ist der Haß des Herausgebers gegen die Goethephilologen, die, um seine unappetitlichen Worte zu gebrauchen, „erwachsenen Menschen die Speise erst vorkauen

und sie mit dem eigenen Speichel verunreinigen". Rüttenauer vergißt ganz, daß erst die mühevolle Arbeit vieler Goetheforscher es ihm möglich gemacht hat, einen gereinigten Text zu geben. Viel wertvoller ist die andere Sammlung, die von

Emil Ludwig, Vom unbekannten Goethe (Berlin, Ernst Rowohlt).

Bei dem etwas pretentiösen und reklamehaften Titel denkt man zunächst an einen Scherz oder eine Spielerei, wie Else Fruchts 3. Teil Faust. Aber Ludwig tritt gleich im Vorwort bescheidener auf. „Vom weniger bekannten Goethe," sagte er, „sollte es heißen, denn einem engeren Kreise mag auch das geläufig sein, was hier folgt. Diese vier- bis fünfhundert Goetheworte, gesammelt meist aus entlegenen Briefen, Gesprächen, Werken, sollen durch ihre Gruppierung in 25 Kapitel und durch die Epoche ihrer Auswahl neu belebt werden." Dies hat Ludwig, der bekannte Goethebiograph und ausgezeichnete Goethekenner redlich getan. Die Weisheit der Dichtung ist zeitlos und immer aktuell. Manche Kapitel, wie über Krieg, Politik, Revolution, Völkerbund u. a., scheinen für uns und die Gegenwart geschrieben zu sein. Der Schluß des Kapitels Revolution lautet:

Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unversehrt.

Zur Zeit fließen, wie natürlich, die Quellen für Neues von oder über Goethe etwas spärlich. Um so mehr ist man gespannt auf das Erscheinen des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, das uns immer durch wichtige Neuigkeiten aus ihren schier unerschöpflichen Schätzen überrascht. Auch der neueste, der dritte Band, bringt einen Auszug aus Riemers Tagebüchern von 1810—1816,

einen Aufsatz von Kippenberg selbst über Goethes Weimarer Ahnen, M. Sauerland über Werther-Porzellan, Erich Ebstein über die „Klassische Grippe“ in Weimar 1782, ferner die Briefe der Großherzogin Sophie an Gustav von Loeper, eingeleitet von A. Kippenberg, und Fr. A. Hünich, die Goethe gewidmeten Bücher. Außerdem enthält der Band den Abdruck eines Dramas von Frau von Stein: „Die zwei Emilien“, eingeführt von Julius Petersen. Aus dieser Fülle der Gesichte möge besonders hervorgehoben werden Kippenbergs Aufsatz, der folgendermaßen beginnt:

„Als Goethe im Jahre 1775 nach Weimar kam, seines Bleibens ungewiß, da ahnte er nicht, daß geheime Fäden, eine lange Ahnenreihe hinauflaufend, ihn seit Jahrhunderten an Weimar und dessen Fürstenhaus banden. Zu Goethes Vorfahren gehörte der große Maler, dessen Haus der Ankommende noch am Markt zu Weimar fand, gehörten zwei Bürgermeister Weimars und zwei Kanzler von Ahnherren seines herzoglichen Freundes; einer seiner Vorfahren war im nahen Gotha auf offenem Markt hingerichtet worden, ein anderer hatte zum Bruder den ersten Rektor der Universität Jena, deren heimlicher Rektor Goethe lange gewesen ist.“

Diese Tatsache hatte schon Karl Knetsch in seinem Buche Goethes Ahnen (1908) aufgespürt, aber Kippenberg hat durch das Studium alter und neuer Quellen diesen Daten und Angaben Leben eingehaucht und diese Weimarer Vorfahren uns vor Augen geführt. Durch den Sammeleifer desselben Gelehrten wurde es Fr. A. Hünich möglich, seinen schönen Aufsatz zu schreiben, denn die Goethe gewidmeten hundert Bücher sind fast alle in der Sammlung Kippenberg vorhanden. Die Arbeit Hünichs offenbart, was er selbst richtig sagt: „Durchmustern wir die annähernd hundert uns bekannten Widmungen, so werden wir des unendlichen Reichtums der Goethischen Gedanken- und Gefühlswelt inne, aber auch seiner zahlreichen menschlichen

und geistigen Bindungen mit den Großen und Größten seiner Zeit."

Bei jedem einzelnen Buche oder Kunstwerk gibt Hünich mit beneidenswerten Einzelkenntnissen eine kurze Darstellung der Ursache der Widmung und der Wirkung auf Goethe. Die ergebnisreiche Arbeit schließt mit den Worten: „Goethes Beziehungen zum deutschen Altertum werden durch die folgenden ihm zugeeigneten Werke angedeutet: Des Knaben Wunderhorn (1806), Der Helden Buch (1811) und die beiden Zeitschriften „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters (1816)" und „Museum für Geschichte, Sprache, Kunst und Geographie (1827)". Während der Anteil der Kunstgeschichte an dem hier behandelten Gegenstand gering ist, ist der der klassischen Altertumsforschung um so erheblicher. Namen wie: Friedrich August Wolf, Carl Reisig, Carl Göttling, G. Lange und Gottfried Hermann sind Zeugnisse für die Huldigungen, die diese Geisteswissenschaft Goethe entgegengebracht hat. Geradezu erstaunlich aber ist die Zahl der Widmungen, die Goethe auf den Gebieten der Naturwissenschaft und Philosophie zuteil wurden, selbst wenn darunter auch solche zu finden sind, die in amtlichen Beziehungen der Verfasser zu Goethe ihre Erklärung finden. Die Theologie ist begreiflicherweise spärlich vertreten."

Unter den jüngst erschienenen Memoiren und Briefsammlungen sei an erster Stelle hervorgehoben:

Alt-Weimars Abend, Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß der Gräfin Egloffstein. Herausgegeben von Herrmann, Freiherr von Egloffstein (München, Beck 1923). Mit diesem umfangreichen Werke hat von Egloffstein eine bisher unbekannte wertvolle Quelle für die Geschichte der späteren Goethezeit bekannt gegeben. Es handelt sich um Dokumente und Briefe der allen Goethefreunden bekannten Weimarer Gräfin Henriette von

Beaulieu-Marconnay geb. Egloffstein und ihrer beiden Töchter, der Hofdamen Gräfin Caroline und Julie von Egloffstein, von denen die letztgenannte, durch Schönheit und künstlerische Begabung ausgezeichnet, der Liebling Goethes war. Darüber hat uns der Kanzler von Müller unterrichtet. Nun erfahren wir viel Neues von ihr und über sie, über Goethes Familie und das Leben am Weimarschen Hofe im letzten Jahrzehnt vor Goethes Tode und nach ihm. Was die Mutter als Augenzeugin von dem Brand des Theaters zu berichten weiß (S. 228 f.), haben wir schon oben zitiert. Es mag noch folgen, was Karoline der Schwester Julie über Goethes Krankheit (Ende Februar 1823) schreibt:

Freitag, am 28. Februar.

O meine Julie, freue Dich und liebe Deine alte Line! — Heute gerade, wo ihr unsre traurigen Berichte erhalten müßt, schreibe ich Dir in voller Sicherheit über des teuern Freundes Leben! — Beifolgendes Billett von Soret, ganz andern Inhalts und anderer Wendung als die frühern, wird Dir den bestimmten Zustand zeigen, und freilich, die Zukunft selbst läßt vieles befürchten und die Wassersucht scheint sich ganz zu deklarieren. Aber der Mensch hofft so leicht, er hofft so gerne, und leichten Sinns sehe ich jetzt die Stunden hingehen, da ich nicht mehr zu fürchten brauche, beim Beginn einer jeden, sie sei die letzte eines geliebten Hauptes! —

O wie segnete ich Deine Abwesenheit! — wie schmerzlich ward mir die Notwendigkeit, Dich betrüben zu müssen. Geliebtes, teures Schwesterherz! Dein lieber, langer Brief hat meine Seele teils erquickt, teils erschüttert. Glaubst Du, ich hätte keinen Kampf oder nur einen sehr gewöhnlichen zu bestehen gehabt, um einzusehen, daß Deine Entfernung von hier Notwendigkeit sei? — Die Empfindung, daß Dein Wohl mein Weh ausmachen mußte, konnte allein mir Mut und Ausdauer geben, konnte allein

die Stärkung in dem trostlosen Schmerz sein, meine beste Lebensfreude von mir zu lassen und nicht sagen zu dürfen, wie ich leide! Und so ruhe denn, geliebtes Leben, ruhe still, heiter, beschäftigt und erfreuend und fülle Deinen Wirkungskreis in der weitesten Ausdehnung aus.

... Der Montag, gerade der 24. Februar, war ein schauerlicher, entscheidender Tag und ich hatte allen Mut zusammengefaßt, um hilfreich aber nicht hilfefordernd zu sein. Schon die Nachmittagstunden sollten entscheidend werden, und man hatte uns erlaubt, im Krankenvorzimmer — Du kennst das kleine Kabinett — zu verweilen. Einen Schritt über die Türschwelle und man hörte die Stimme, die wie in guten Tagen, kräftig und wohllautend tönte. Einen Schritt weiter und man sah, ungesehen, den Kranken selbst. Sonderbar wirkte alles, wovor ich mich als zu erschütternd gefürchtet hatte, beinahe beruhigend auf mich, und trotz aller Vernunft, die jede Hoffnung in mir ausgelöscht hatte, kehrte, unbegreiflich, ein Hoffnungsstrahl nach dem anderen zurück. Um 9 Uhr entfernte ich mich; ich hatte der Hoheit mehrmals schreiben müssen und brachte ihr nun noch mündlichen Rapport. Eine Stunde lang blieb ich mit dem glücklichen Brautpaar bei der Tante und dann kehrte ich zu Goethens zurück. Ich fand alle noch beisammen in Ottiliens Zimmer und ohne Rede begriff man gleich, daß auch ich bleiben wollte; plötzlich stürzte Rehbein wie ein Exaltierter herein. „Wir haben Hoffnung, volle Hoffnung!" schrie er leidenschaftlich, „es wird alles besser werden. Der Kranke hat eine Krisis überstanden, Hände und Stirn sind warm, er wird schlafen, denn sogar der Puls ist ruhig und ohne Fieber!" — Du kannst Dir denken, wie mir ward. — Die Männer fielen sich in die Arme und liefen alle fort; die Pogwisch, Adele und ich konnten nicht so schnell hoffen, nicht so schnell glauben. Die gute Nachricht be-

stätigte sich aber fort, die Nacht verging ruhig und am Morgen um 7 Uhr kamen wir alle freudig zusammen, und ich schrieb der Hoheit die Nachricht nun auch und lege Dir ihre freundliche Antwort bei. Sie hat sich benommen, als ob Goethe ihr Vater wäre und ihr Herz sich wie immer trefflich bewiesen....

Unter den Dokumenten befindet sich auch ein Brief König Wilhelm I. an die Gräfin aus Babelsberg vom 10. Juli 1868 folgenden Inhalts:

Gnädigste Gräfinnen!

Babelsberg, 10. Juli 1868.

Sie können leicht denken, mit welchem Dankgefühl ich Ihre Zuschrift vom 22. vorigen Monats auf der Durchreise durch Hildesheim erhielt! Welch schöne Vergangenheit knüpft sich an Ihre Personen und Ihre Namen! Wie verändert sind die Zeiten! Die Wünsche, welche Sie mir aussprechen zum Gelingen des großen Unternehmens, das Gott mir auferlegt hat, sind mir teuer und erfreulich. Sichtlich hatte 1866 den Grund zu diesem Unternehmen legen wollen, ich gehorchte. Welch schwere Augenblicke ich vor und nach jenem mir aufgedrängten Kriege verlebte, kann niemand mir nachfühlen, und mein Erscheinen in dem Lande, das Sie bewohnen, riß in mir manche Wunde auf, denn mein Herz weiß nichts von dem, was mein Gewissen mir aufnötigte und die Pflicht verlangte.

Nochmals tausend Dank für Ihre so werte Erinnerung!

Ihr treu ergebener König Wilhelm.

Noch mehr in Goethes nächste Umgebung werden wir geführt durch W. Deetjens Buch Die Göchhausen (Berlin, Mittler und Sohn), und die beiden von H. H. Houben herausgegebenen Werke Damals in Weimar. Johanna Schopenhauer und Ottilie von Goethe, Erlebnisse

und Geständnisse 1832—57 (Klinkhardt und Biermann, Leipzig).

Das Hoffräulein Luise von Göchhausen, deren Eifer wir bekanntlich die Abschrift des Urfaust verdanken, hat gewiß eine Biographie verdient. W. Deetjen hat ihre noch erreichbaren Briefe gesammelt und sie zum großen Teil an Stelle einer Biographie herausgegeben. Er hat recht daran getan, denn das kleine Hoffräulein war als Briefschreiberin berühmt, ihr scharfer Witz allbekannt, nicht weniger ihre Kenntnisse in der Literatur. Die Adressaten sind natürlich meist der Weimarer Kreis um Goethe. Als Probe ihres schonungslosen Witzes sei eine Stelle in einem Geburtstagsbrief (1793) an Knebel abgedruckt. Sie sendet ihm zum Geburtstag: 1. „Eine Serviette bei Tisch, wo die Zerlegung der Speisen zuweilen Schwierigkeiten für Ihnen zuhaben scheint, sich die Finger bequemer abwischen zu können und Ihre Wäsche zu schonen; 2. eine Schere als ein Mittel, Ihre Nägel auch noch anders als mit den Zähnen in Schranken zu halten".

Johanna Schopenhauer (1766—1838), die Mutter des großen Philosophen und beliebte Romanschriftstellerin, deren Roman „Gabriele" auch Goethes Lob erfuhr, lebte mit ihrer Tochter Adele seit 1806 Jahrzehnte lang in Weimar. Sie erwarb sich Goethes Freundschaft besonders dadurch, daß sie dessen kurz vorher angetraute Gattin Christiane freundlich aufnahm. Ihr Haus wurde bald der Mittelpunkt der literarischen Gesellschaft und der berühmten Fremden, die Goethe aufsuchten. In den Jahren 1806—13 verkehrten an ihren Teestunden außer Goethe, Wieland, Zacharias Werner, Falk, Fernow, Kügelgen, Müller v. Gerstenberg, und viele andere. Diese Zeit mit ihren großen Ereignissen in ihren Memoiren zu schildern ist Johanna durch ihren Tod verhindert worden. Diese Lücke auszufüllen hat nun H. Houben unternommen, in dem er mit großem Eifer die noch vorhandenen Briefe von und an Johanna

und ihren Kreis aufsuchte und veröffentlichte. Durch sehr geschickte Verbindung der Brieftexte mit den Erläuterungen und Anmerkungen ist so eine vollständige Biographie Johannas, durch die Benutzung von Weimarischen Quellen eine gewichtige Darstellung der Zeit von „Damals in Weimar“ entstanden. Wir können natürlich nur auf diese Fülle von interessantem und wichtigem Material hinweisen. Aus dem Briefe von Johanna an Elisa von der Recke vom 28. Juni 1816 möge folgende Stelle abgedruckt werden:

Der Tod der armen Goethe ist der furchtbarste, den ich je nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloser Krankenwärterinnen, ist sie, fast ohne Pflege, gestorben; keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, ihr eigner Sohn ist nicht zu bewegen gewesen, zu ihr zu gehn, auch Goethe selbst wagte es nicht. Die entsetzlichen Krämpfe, in denen sie acht Tage lang lag, waren so furchtbar anzusehen, daß ihre weibliche Bedienung, die zu Anfang um sie war, auch davon ergriffen ward und fortgeschafft werden mußte. Dies verbreitete allgemeinen Schrecken, und niemand wagte, sich ihr zu nähern, man überließ sie fremden Weibern, reden konnte sie nicht, sie hatte sich die Zunge durchgebissen, ich mag das Schreckensbild nicht weiter ausmalen, aber herzlich dankte ich Gott, da ich hörte, ihr Leiden wäre geendigt. Ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen, zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht, hatte ihr das fürchterlichste aller Übel, die fallende Sucht zugezogen. Aber ebendiese Unmäßigkeit war vielleicht nur eine Folge ihrer auffallend starken, heftigen Natur und ihrer körperlichen Beschaffenheit. Auf allen Fall hat sie die kurze Freude furchtbar gebüßt, und es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele Gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist, und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohl tat und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten.

Eine hübsche Charakteristik von Johanna selbst gibt Prof. Wolff in Jena:

„Das Bild, das ich mir schon in jener früheren Zeit von ihr gemacht und noch immer mit mir herumtrug, war das einer großen, schlanken, zart gestalteten Frau, mit tiefen, schwarzen Augen und karger, zurückhaltender Rede, die jedoch, einmal angeregt, leicht überfließen würde, aber immer bedeutsam blieb. Wie sah ich mich daher getäuscht, als mir bei meinem Eintritt eine kleine, starke, sehr einfach, obwohl mit innerer Eleganz, wie man sie an den vornehmen Hamburgerinnen gewöhnt ist, gekleidete Dame entgegentrat.

In ihrem ganzen Wesen, ihrer Haltung, ihren Bewegungen lag eine so ruhige Sicherheit und ein stets sich so gleich bleibendes inneres Bewußtsein der Würde, daß es immer den Eindruck machte, als stände man einer wirklichen Fürstin gegenüber, die in der Zurückgezogenheit lebe und alle inneren wie äußeren Ansprüche aufgegeben habe, aber unbewußt jeden doch zur Anerkennung ihrer Hoheit zwänge ...“

Auch über die unerfreulichen Beziehungen Johannas zu ihrem Sohne Artur ist manches aus dem Briefe zu erfahren. Hier mag nur der Schlußsatz ihres Testamentes, vom 3. Juli 1823, worin sie ihre Tochter zur einzigen Erbin einsetzte, abgedruckt werden.

> Zu dieser Enterbung bin ich befugt durch das Benehmen meines Sohnes seit 1818, welches zu schrecklich ist, als daß ich es hier schriftlich wiederholen könnte, welches Briefe belegen, die noch unter meinen Papieren verwahrt sind, und welches der Grund des stillen Kummers ist, der seit jener Zeit an meinem Leben nagt.

Das zweite Buch von H. Houben, obgleich es den Namen Goethes im Titel führt, tritt aus dem Bereich der für uns in Betracht kommenden Bücher. Es handelt nicht von Goethe, sondern von dem Leben Ottiliens nach Goethes

Tode. Was uns an Ottilie interessiert, das ist in manchen Schriften besonders in Band 27 u. 28 der Schriften der Goethegesellschaft dargestellt worden. Wem das Leben dieser merkwürdigen Frau, auch abgesehen davon, daß sie Goethes Schwiegertochter war, wichtig ist, der wird zu diesem Buche, das eine Biographie in Briefen enthüllt, greifen müssen. Freilich wird sein Urteil, wie das des Herausgebers der früher bekannt gewordenen Briefe, „schwanken zwischen Bewunderung und Entrüstung".

Gewiß wird es manchen Goethefreund geben, der die Gräber der obengenannten und anderen Weimaraner besuchen möchte. Für diese ist ein Büchlein geschrieben worden von

Paul Benndorf, Weimars denkwürdige Grabstätten (Leipzig, H. Haessel). Das Werk enthält 32 Abbildungen in Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und gibt eine Geschichte des alten Weimars in seinen denkwürdigen Grabstätten. Ein vorausgehender Text von über 50 Seiten unterrichtet über das Leben derer, die hier ruhen, in genauer und kenntnisreicher Weise. Ein zuverlässiges Register gibt den Besuchern der Friedhöfe ein gutes Orientierungsmittel.

Zum Schluß mögen noch ein paar Werke aus der gelehrten Literatur über Goethe erwähnt werden:

K. J. Obenauer, Der faustische Mensch (Jena, Eugen Diederichs), dessen großes Buch über Goethes Religion wir im vorigen Jahr besprochen haben. Der Verfasser sieht mit etwas Geringschätzung auf die Faustphilologen, die sich abmühen das Einzelne zu erklären und dabei, wie er meint, das Ganze verlieren. Dies Ganze sieht er mit Spengler in dem „Begriff einer faustischen Kultur", kommt aber zu anderen Ergebnissen als dieser. Bedauerlich ist, daß der gelehrte Forscher eine Berührung mit dem Okkultismus und den Anthroposophen nicht vermieden hat.

M. Sommerfeld, Hebbel und Goethe (Fr. Cohen in Bonn). Von Hebbel stammt das Wort über Goethe

...Und wär' auch einzeln jede Kraft, die er besaß, zu steigern;
Der Einheit seines Wesens darf kein Gott die Ehrfurcht weigern.

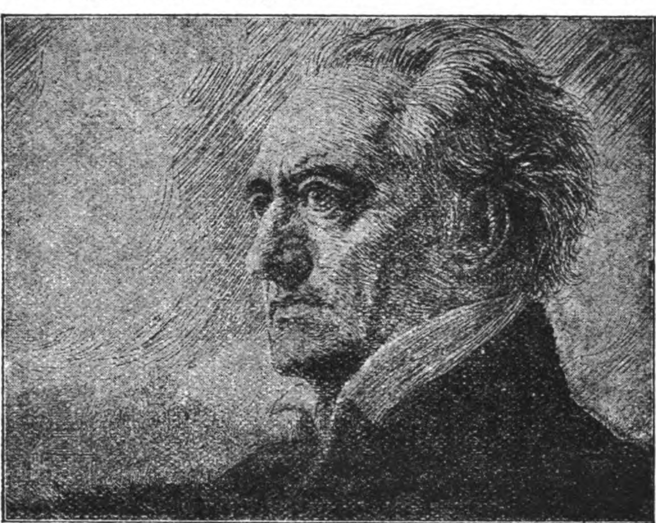
Dem gegenüber stehen manche ablehnende Urteile Hebbels, und selbst die oben zitierten schönen Verse glaubt er gleichsam entschuldigen zu müssen, als in usum delphini et populi abgefaßt. Schon deshalb ist das Thema wiederholt behandelt worden, aber noch nie in so gründlicher, ausführlicher, das ganze Dichten Hebbels umfassender Art. Freilich ist das Buch nicht leicht zu lesen, es zeigt den geistreichen, manchmal geistreichelnden Stil der jungen Goetheforscher. Auch scheint mir der Hauptunterschied zwischen den Dramatikern Goethe und Hebbel nicht scharf genug hervorgehoben zu sein.

Kurz vor dem Abschluß dieses Berichts sendet uns der Verlag von H. Haessel in Leipzig ein neues wichtiges Werk zur Goetheliteratur. Der Titel lautet: Goethe, Skizzen zu des Dichters Leben und Werken. Mit zwölf meist erstmalig veröffentlichten Abbildungen nach Originalen aus dem Goethe-Nationalmuseum. Der Verfasser Hans Gerhard Gräf ist der bekannte und höchstverdiente Mitarbeiter an der Herausgabe der Briefe Goethes in der Weimarischen Ausgabe und Verfasser des vielbändigen Werkes „Goethe über seine Dichtungen". Aus den Skizzen heben wir hervor: Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen. — Goethe und Berka. Joh. Heinr. Merck. Heinrich Voss d. J. — Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar am 29. August 1829.



GOETHE-BILDNISSE

in Original-Radierung von Karl Bauer u. a.



Karl Bauer, Weimar *Original-Radierung*

Bildgröße 24 : 32 cm – Papiergröße 38 : 54 cm

Signiert Gm. 12.–, numerierte Vorzugsausgabe auf Japan Gm. 20.–

In gleicher Größe, Ausgabe und Preislage sind außerdem erschienen:

Goethe als Vierziger . . . (Hochformat)
Goethe in der Wertherzeit . (Querformat)
Goethe und Schiller . . . . (Querformat)
Goethe und Beethoven . . . (Querformat)
Goethe und Frau von Stein (Querformat)

Sämtlich in Original-Radierung von Karl Bauer mit eigenhändiger Unterschrift des Künstlers

Goethe als Sechziger . . . (Hochformat)

Signierte Original-Radierung von W. Hippel

Illustrierte Prospekte auf Verlangen unberechnet und portofrei

Adalbert Roeper / Kunstverlag

Berlin-Friedenau, Beckerstraße 6a

Geheimrat Professor Dr. TH. BIRT

Von Homer bis Sokrates. Eine Geschichte der alten Griechen. 2. Auflage. 480 Seiten mit 8 Tafeln und reichem Buchschmuck. Geb. M. 10.—

„Birts jüngstes Buch ist quicklebendig von Beginn bis Schluß, und wenn die Fachgenossen Birt was vorwerfen sollten, so betrifft das sicherlich keinerlei Ungut, das vom Alter stammt, sondern vermutlich da und dort eine Anzweiflung der vollkommenen Sophrosyne, denn freilich: in manchem geht Birt noch ganz jugendlich drauf. Ich für meinen Teil bedaure, daß Birt zum großen Publikum erst ziemlich spät von Hellas sprach, denn ich meine: es bereitet sich wieder einmal eine Rückkehr zur Antike vor. Kunstwart und Kulturwart.

Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu. Etwa 400 Seiten mit 12 Tafeln. Gebunden etwa M. 12.—

Birts Kulturbücher haben längst ihren großen Leserkreis erobert und neue Freunde der Antike gewonnen. Hier bringt er die Krönung seines Schaffens, das Bindeglied zwischen seiner griechischen und römischen Kulturgeschichte. Seine blühende, farbige und lebendige Schilderungskunst findet hier so recht ihren Stoff Ist doch den Übermenschen Alexander in seinen Ursachen zu verstehen und in seinen Wirkungen zu würdigen, so recht eine seiner Darstellungskunst kongeniale Aufgabe. Persönliches Heldentum, Zauber der orientalischen Welt, die Entwicklung in Wissenschaft und Kunst sind hier zu einem wunderbaren Gesamtbild verschmolzen.

Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 5. Auflage. 356 Seiten mit 6 Tafeln. Gebunden M. 8.—

„Das ist ein geradezu wundervolles Buch! Nie vordem sind mir die Träger der römischen Geschichte von Scipionen und Gracchen an bis hin zu Hadrian und Marc Aurel so lebendig entgegengetreten, nie sind mir die Motive ihres Handelns so deutlich geworden. Was diese Lebensbilder so überaus reizvoll macht, ist die psychologische Kunst, mit der der Verfasser es versteht, die Gestalten zu beseelen; was er bietet, ist nicht trockene Geschichtsschreibung, sondern künstlerische Formgebung.“ Die Deutsche Schule.

Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europas. 3. Auflage. 497 Seiten mit 6 Tafeln. Gebunden M. 10.—

War in den „Charakterköpfen“ die Entstehung und Entwicklung der römischen Universalmonarchie bis zu ihrem Höhepunkte vorgeführt, so handelt es sich jetzt um den Prozeß der allmählichen Auflösung des römischen Weltreichs, den unermüdlichen Kampf der Kaiser gegen die drohende Zerrüttung, das gleichzeitige Erstarken, Werden und Wachsen der christlichen Kirche, endlich um Völkerwanderung und Sieg der Germanenrasse.

Aus dem Leben der Antike. 3. Auflage. 283 Seiten mit 11 Tafeln. Gebunden M. 7.—

„Ein angenehmes Plauderbuch! Birt erzählt vom Alltage der Römer und ihren Festen, von Handel, Wandel, Verkehr, Handwerk, Technik, von Büchern und von Gastmählern, von Landstraßen und von Postwagen. Und da er immer dabei das Wesen der Gegenwart im Auge behält, so versteht er oft humorvoll das Einst und Jetzt zu verbinden und uns die fernen Zeiten fesselnd anschaulich zu machen.“ Magdeburgische Zeitung.

Zur Kulturgeschichte Roms. 4., verbesserte Auflage. 143 Seiten. Gebunden M. 1.60

„Birt ist nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein glänzender Schriftsteller. Farbenprächtige, lebendurchpulste Bilder zaubert er vor unser geistiges Auge. Wir durchwandern mit ihm die Straßen des alten Roms, bewundern die privaten und öffentlichen Bauten und beobachten im Gewühl die vorbeiflutende Menge.“ Vossische Zeitung.

Die Cynthia des Properz. 144 Seiten mit 8 Tafeln. Gebunden M. 8.—. Numerierte Luxusausgabe in Halbfranz M. 20.—

„Das Lebensbild einer römischen Hetäre, die einen gottbegnadeten Dichter zu unsterblichen Versen begeistert und sich dadurch selber Unsterblichkeit errungen hat, zeichnet uns Theodor Birt, nein, malt es mit all den glühenden Farben, die nur ein so sicherer Kenner des Altertums, ein so selbstbegabter Poet und ein so welt- und menschenkundiger Lebensgenießer wie dieser Beatus Rhenanus auf der Palette hat. Der auf Velinpapier gedruckte Quartband führt als auserlesenen Schmuck Abbildungen antiker Bildwerke und Malereien mit sich, die dem Text lebendige Anschauung geben.“ Westermanns Monatshefte.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig

Goethe
in Rede und Umgang
Eine Auswahl
Professor Karl Heinemann

Preis gebunden M. 2.—, in Halbleinen M. 3.—

Was Goethe sprach, war besser, als was er schrieb, so urteilten die Freunde des Dichters, und der berühmte Phrenologe Gall erklärte, daß Goethe zum Volksredner geboren sei. Daher hat man schon früh die Reden und Gespräche Goethes mit Freunden und Besuchern veröffentlicht, und Freiherr von Biedermann hat sie mit großem Fleiß und Finderglück gesammelt. Fünf stattliche Bände sind es geworden, durch deren verwirrende Fülle sich freilich nur der Gelehrte durchzuarbeiten vermag. Der bekannte Goetheforscher Prof. Karl Heinemann hat nun durch eine glückliche Auswahl diese Schätze Goethes weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Er hat alles ausgeschieden, was in den Gesprächen von anderen und nicht von Goethe selbst gesagt worden ist, und nur solche Aussprüche aufgenommen, die durch ihre Weisheit und Schönheit belehren oder erfreuen. Außerdem wird gezeigt, wie sich Goethe in Rede und Umgang gab, und welchen Eindruck er auf seine Zeitgenossen machte. So entstand ein Bild Goethes, das alle, die ein engeres Verhältnis zu ihm haben oder erstreben, durch seine eindringliche Lebendigkeit überraschen und fesseln wird.

Auch die Briefe und Liebesbriefe Goethes wurden von Professor Heinemann ausgewählt:

Hundert Briefe Goethes. Briefe der Weisheit und Schönheit Gebunden M. 1 20.

Goethes Liebesbriefe. Gebunden M. 1.20.

Ferner verweisen wir auf folgende Goethe-Bände der Taschenbibliothek:

Faust. Der Tragödie erster Teil. Gebunden M. 1.20.

Lieder in Auswahl. Gebunden M.—.80.

Hermann und Dorothea. Gebunden M. 1.20.

Frau Rat in ihren Briefen. Mit einer biographischen Einleitung von J. R. Haarhaus. Gebunden M. 1.20.

the"

rg mit
Staffen

5.50 Gm.
Stein. Corona
nz Constantins

6.— Gm.
Die Nebenfrau

6.— Gm.
zogs Mätresse.
Marianne

6.50 Gm.
Brautwerber.
Jubelfeiern.
Der letzte Tag.

!

8.— Gm.
dargestellt.
erlischerseits".
Werke. Huf-
felder Grafen.
nkfurt. Prozeß
in Gießen,
Goethes Geburt.

Berlin



Buchdruckerei Otto Regel, G. m. b. H., Leipzig.

2.10

